

# ZWISCHEN TÜREN

eine Gemeinschaftsproduktion von  
**Alf Ator**  
und den Teilnehmern der  
Schreibwerkstatt  
der Bezirkszentralbibliothek "Mark Twain"  
Berlin Marzahn-Hellersdorf



unter Leitung von  
**Renate Zimmermann**

Satz & Layout:  
Antje Püpke  
[www.fixe-art.de](http://www.fixe-art.de)

Finanziert vom  
Förderverein Stadtbibliothek Marzahn-Hellersdorf e.V.

Berlin-Marzahn, November 2017

Autorinnen und Autoren:

**Alf Ator**

Benjamin Astalosch, Lara Bromme, Isabel Dangus, Tim Dangus, Yamila Dobke, Luise Döring, Kenneth Fritsche, Stella Fritz, Tim Gärtner, Stefanie Heinrich, Estella Kinzel, Vivian Nestler, Louise Ottshofski, Charlotte-Irmelin Piotrowski, Oliver Richter, Henriette Sitterlee, Cassandra Stibbe, Gesine Urban, Pia Vahl, Kristina Vasilevskaja, Renate Zimmermann

Illustrationen:

**Alf Ator**

Lara Bromme, Isabel Dangus, Vivian Nestler,  
Charlotte-Irmelin Piotrowski, Henriette Sitterlee,  
Kristina Vasilevskaja

Covergestaltung:

Antje Püpke

## Vorwort

Alles wie immer und doch alles anders! So könnte man den Storytausch 2017 mit wenigen Worten zusammenfassen. Wie immer hatten wir die vorherige Geschichte erfolgreich abgeschlossen, wie immer waren wir schon Monate davor auf wählerischer Suche nach einem würdigen Nachfolger des aktuellen Co-Autors. Keinen Geringeren als Alf Ator konnten wir davon überzeugen, dass es eine super Idee ist, sich mit uns auf ein ergebnisoffenes Chaos einzulassen. Der Jubel war groß - Schreibwerkstatt meets Knorkator! Yeah!

Anders war die Vorgehensweise. Sie unterschied sich von den bisherigen in jeder Weise.

Sonst waren die Kapitel auf einer imaginären Perlenschnur aufgereiht und bezogen sich jeweils günstigstenfalls auf die vorhergehenden. Dieses Mal gab Alf den Einstieg vor bis zur Tür mit dem Handsymbol. Nun konnte jeder der Teilnehmer daran anknüpfen, die Hauptperson Paul durch diese Tür gehen und ihn in dort durch diverse Abenteuer bis zur nächsten Tür taumeln lassen.

Ende Juli lagen Alf zwanzig Episoden vor, viel mehr als angekündigt. Eine Herausforderung, denn nun musste er diese vielen Bausteine mit Hilfe von verbindenden Zwischentexten in einen möglichst logischen Zusammenhang bringen. Dieses Puzzle hat er mit Bravour gemeistert, da sind wir uns alle einig und ebenso sicher, dass der Leser uns zustimmen und mit großem Vergnügen "Zwischen Türen" wandeln wird. Jedes Kapitel wurde mit viel Liebe zum Detail von zeichenbegeisterten Teilnehmerinnen und auch von Alf illustriert, also eine echte Gemeinschaftsproduktion.

Berlin, 24.11.2017

Renate Zimmermann  
Leiterin Schreibwerkstatt

Es war eine seltsame Stimme, die mich aus dem Schlaf gerissen hatte: „Hey, Paul! Aufwachen, es geht los!“

Mein erster Blick fiel auf einen Aschenbecher, der unbenutzt auf einem flachen Glastisch stand. Ich lag angezogen auf einem Sofa. „Wo bin ich? Wer hat da eben gesprochen?“

Niemand war zu sehen.

„Hallo?“

Keine Antwort. Ich schaute mich um - es war ein Hotelzimmer. „Was? Hotel? Warum? Wie komme ich hier her? Was war gestern?“ In meinem Kopf drehte sich alles. Ich kniff die Augen wieder zusammen, um besser nachdenken zu können. „Okay, ich bin Paul. Und eigentlich müsste ich jetzt zu Hause sein, und zwar in ... na komm schon ... verdammt!“ Unzählige verschwommene Bilder von irgendwelchen Räumen blitzten in meinem Kopf auf und verschwanden, bevor ich sie deuten konnte.

„Was ist los mit mir? Warum erinnere ich mich nicht? Heiße ich überhaupt Paul? Ach komm, natürlich bin ich Paul! Und zwar ... Paul ... Wie war mein Nachname? Keine Chance. So sehr ich mich auch konzentrierte, alles war weg. Und Paul hieß ich offenbar nur, weil die Stimme mich so gerufen hatte. Vielleicht hatte ich geträumt? Vielleicht träumte ich immer noch? Nein, das hier wirkte real. Oder? Woher wollte ich wissen, was Realität war, wenn ich mich an nichts erinnern konnte, außer dem, was gerade eben war?“

Aber Realität oder nicht, und wo auch immer ich war, ich hatte bestimmt irgendwelche persönlichen Sachen dabei. Eine Brieftasche vielleicht.

Ich schaute im Zimmer umher, das Bett war unbenutzt, es gab

nichts, was nach persönlichem Kram aussah. Die Hosentaschen waren leer. Vielleicht war ja etwas im Badezimmer? Ich öffnete die Tür und sah ... mich! Im Spiegel! Das Gesicht kam mir vertraut vor, aber Erinnerungen kamen trotzdem nicht. Ich war ein junger Mann, etwa 20 Jahre alt, vielleicht 1,80 groß, braune Augen, wirres, halblanges, dunkles Haar. Ich lächelte und dachte: ‚Okay, wenigstens bin ich nicht hässlich.‘ Aus meinem Hemdkragen ragte ein Tattoo hervor. Ich öffnete zwei Knöpfe und sah auf meiner linken Brust ein Rechteck, hochkant stehend, mit einer Hand darin. Ein seltsames Motiv für ein Tattoo. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was das bedeuten könnte. „Guten Tag! Ich heiße Paul!“, hörte ich mich sagen. Anscheinend war ich ein Deutscher. Das war nicht gerade viel Information. Immer unruhiger werdend, ging ich ins Zimmer zurück und begann hektisch alle Schubladen und Schranktüren zu öffnen. Dann schaute ich aus dem Fenster. Eine kleine Gasse war zu sehen, Fußgänger schlenderten an Läden vorbei, es war sommerlich warm. Plötzlich schoss es mir in den Kopf: ‚Die Rezeption! Natürlich! Ich werde ja wohl mit meinem richtigen Namen eingeecheckt haben!‘ Sofort lief ich auf den Flur hinaus und blickte mich um. Links war ein Fahrstuhl, rechts eine Treppe. Ich nahm die Treppe. Nach zwei Stockwerken fiel mir ein, dass ich ja wenigstens meine Zimmernummer wissen sollte. Augenrollend kehrte ich um. Kurz vor meiner Etage angekommen, hörte ich Stimmen. Vorsichtig spähte ich um die Ecke und sah - Nein! Zwei Polizisten standen vor meiner Tür und klopfen energisch. Mein Herzschlag wurde schneller. ‚Was soll denn das jetzt? Werde ich gesucht? Hab ich was verbochen?‘ Ich presste die Augen zu und drückte meinen Hinterkopf an die Wand. ‚Nachdenken! Momentan will ich mich erinnern. Die Polizei

könnte die Lösung sein. Wenn ich aber gerade auf der Flucht bin, bedeutet die Polizei vielleicht nichts Gutes und ich sollte die Flucht lieber fortsetzen. Doch wie gut kann ich fliehen, wenn mir nicht klar ist, warum? Wer weiß, was ich verbochen habe? Wer weiß, was für ein Mensch ich bin?’ Ich entschied mich für die Flucht.

Unten im Foyer saßen und standen vielleicht ein Dutzend Menschen, der Portier war beschäftigt. Gute Chancen, unbemerkt nach draußen zu gelangen. Ich schnappte mir eine Zeitung und ging ruhig in Richtung Ausgang. Als ich fast draußen war, rief jemand: „Hey, das ist er! Da an der Tür! Hey, bleiben Sie stehen!“

Blitzschnell rannte ich los. Ich rannte und rannte, so schnell ich konnte. Noch hörte ich keine Schritte hinter mir und für Autos war die schmale Gasse nicht geeignet. Nach 300 Metern bog ich in eine noch kleinere Gasse ab. Eine Haustür stand offen, ich sprang hinein und machte hinter mir zu. Nach Luft schnappend stützte ich mich an die Wand. Ich zitterte. ‚Okay soweit! Bis hierher ging noch alles gut. Und jetzt?’ Ich befand mich in einer Art Durchgang. Links führte eine Treppe nach oben, rechts war eine Kellertür. Geradeaus war es dunkel. Vielleicht führte es dort zu einem Hinterhof? Langsam ging ich vorwärts, und während sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, erkannte ich die Umrisse einer Tür. Darauf hatte jemand mit weißer Farbe eine große Hand gemalt. Moment mal! Das war mein Tattoo! Das Rechteck mit der Hand sollte eine Tür sein! Diese Tür! Das konnte kein Zufall sein. Aber wie war zu erklären, dass eine völlig spontane, chaotische Flucht ausgerechnet zu der Tür führte, die Antworten auf meine Fragen versprach? War das also doch nur ein Traum? Und wenn nicht, was sollte ich tun? Umkehren und das einzige Signal ignorieren, das etwas bedeuten

könnte? Und wenn es doch ein Zufall war? Na dann hatte ich es wenigstens probiert. Aber was, wenn es eine Falle war? Tausend Gedanken schossen gleichzeitig durch meinen Kopf, zu schnell, um sie gegeneinander abzuwägen.

Also ließ ich das Hirn außen vor und gab dem Bauch das Kommando. Ruhig griff ich nach dem Knauf, er ließ sich nach rechts drehen. Die Tür war nicht verschlossen.



*Isabel*



Helles Flutlicht kam mir entgegen, so dass ich meine Augen kurz zukneifen musste. Ich hatte das Gefühl, auf einer mit Scheinwerfern beleuchteten Bühne zu stehen. Nach einigen Sekunden öffnete ich vorsichtig meine Augen und blinzelte kurz. Die Scheinwerfer entpuppten sich als kleiner, goldener Kronleuchter, der von der Decke hing. Mein Blick richtete sich auf den Boden. Teuer aussehendes Parkett, welches im Licht glänzte. Verwirrt sah ich auf. Ich befand mich in einem kleinen, fast leeren Raum. Die Wände waren mit roten Samtvorhängen geschmückt, welche aber nur Zierde zu sein schienen, denn als ich einen anhub, befand sich dahinter nur nackter,



kalter Backstein. Befremdet betrachtete ich einen einsamen dunkelroten Ohrensessel, der in einer der Ecken platziert war.

Ich seufzte. Na wunderbar. Anstatt Antworten zu finden, hatte ich mich in ein kleines Wohnzimmer verirrt. Außer dem Sessel und den Vorhängen war der Raum leer. Ich drehte mich nachdenklich zur Tür um.

„Oh Gott!“, entfuhr es mir vor Schreck. Hinter mir stand plötzlich eine ältere Frau. Sie lächelte mich bloß gutmütig an.

„Paul! Schön, dass du gekommen bist.“ Ihre Stimme erinnerte mich an etwas ... Etwas oder jemanden. Ich sah sie vermutlich an, als ob sie gerade verkündet hätte, sie sei eine Außerirdische vom Mars.

Warte ... Mars? Das Wort kam mir irgendwie bekannt vor ... War das nicht ... Mist, es fiel mir nicht ein. Ich seufzte und fuhr mir mit den Fingern durch die Haare. Die Frau mir gegenüber wartete noch immer auf eine Antwort und ich beschloss, etwas zu erwidern, um sie nicht zu verärgern.

„Also, es ist wunderbar, dass ich Ihnen mit meiner Anwesenheit eine Freude mache. Darf ich Sie etwas fragen? Das klingt jetzt blöd, aber wissen Sie zufälligerweise, wer ich bin? Nein? Meinen Wohnort vielleicht?“

Die Fragen waren ernst gemeint, doch die ältere Dame kicherte nur.

„Ach Paul, du bist so groß geworden. Toll siehst du aus. Bist du Model?“

Ich sah sie resigniert an. „Weiß nicht. Kann sein.“

Ich beobachtete sie, als sie sich mit einem leisen Ächzen in den Ohrensessel fallen ließ. Dann fiel mir etwas auf.

„Woher wissen Sie eigentlich meinen Namen?“, fragte ich in der Hoffnung, doch noch an hilfreiche Informationen zu

kommen. Sie sah auf.

„Mein Name? Rosalie. Nett, dass du fragst.“ Sie strahlte mich an. Irgendetwas sagte mir, dass sie meine Frage sehr wohl verstanden hatte, doch ich beschloss, nicht nachzustochern. Sie würde schon ihre Gründe haben. Doch so freundlich und nett Rosalie auch war, sie war leider keine allzu große Hilfe. Verzweifelt ließ ich mich auf den Boden sinken und schloss die Augen. ‘Denk nach, Paul. Komm schon. Irgendwie musst du hier raus und erfahren, wer du bist und was du angestellt hast. Wenn du was angestellt hast.’

Doch mein Kopf blieb leer. Nichts. Vielleicht hieß ich ja gar nicht Paul? Doch auch nachdem ich es mit zahlreichen anderen Namen probiert hatte, fiel mir nichts ein. Ich schüttelte den Kopf über mich selbst. Wahrscheinlich hieß ich tatsächlich Paul und wusste einfach nichts.

„Paul?“, hörte ich plötzlich eine sanfte Stimme.

„Ja?“, antwortete ich der alten Dame, die noch immer in ihrem Sessel saß und mich beobachtete.

„Du willst doch nicht schon aufgeben?“, fragte sie und lehnte sich etwas aus ihrer Sitzgelegenheit, um mich nachdenklich zu mustern.

„Sobald ich weiß, wer ich bin und was ich hier mache, reden wir da nochmal drüber“, erwiderte ich und rang mir ein Lächeln ab.

Dann lehnte ich meinen Rücken gegen die Wand und betrachtete nachdenklich meine Hände. Meine Gedanken wanderten zu dem Zeichen. Ich besah mir noch einmal mein Tattoo und fuhr mit dem Daumen darüber. Je länger ich nachdachte, desto weniger sagte es mir etwas. Wo war ich hier bloß gelandet? War das die Strafe für eine Sünde, die ich einmal begangen hatte?

Ich wusste es einfach nicht, mein Kopf war leer. Ein neuer Gedanke kam mir. Ob mich wohl jemand vermisste? War ich vielleicht sogar verliebt? Ich würde es wohl herausfinden müssen.

Mir fiel auf, dass Rosalie lange nichts mehr gesagt hatte und ich sah zu ihr auf. Ihre mit kleinen Lachfältchen umrandeten Augen waren geschlossen, ein seliger Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. Leises Schnarchen erfüllte den Raum. Nun schlich sich doch ein Lächeln auf mein Gesicht, ohne dass ich es realisierte. Sie sah auf eine seltsame Weise sehr glücklich aus. Ohne genau zu wissen, warum, erfüllte mich ein warmes Gefühl der Geborgenheit. Ich fasste neuen Mut. Ihre Worte hallten in meinem Kopf wieder. Nein, ich würde nicht aufgeben. Dazu war ich zu neugierig. Leise, um sie nicht aufzuwecken, stand ich auf. Ich lief zu den samteneen Vorhängen und zog sie zur Seite, einen nach dem anderen. Sie mussten etwas verbergen, zumindest die Tür, durch die ich gekommen war. Hinter dem dritten Vorhang verbarg sich tatsächlich etwas anderes als kalter Backstein. Eine Tür, etwas größer und sperriger als die, durch die ich gekommen war. Sie hatte einen goldenen Türknauf. Ich registrierte das Zeichen, welches in den Knauf eingeritzt war: Mein Tattoo. Das musste es sein, das war der Weg, den ich gehen musste. Ich drehte mich noch ein letztes Mal um.

„Auf Wiedersehen, Rosalie.“

Dann trat ich durch die Tür.





Vorsichtig schob ich die Tür nach innen auf, ich wusste ja nicht, ob sich dahinter private Räume verbargen. Aber meine Neugier siegte über die Bedenken, noch verrückter konnte es ja wohl nicht mehr kommen. Doch da irrte ich gewaltig.

Schritt für Schritt wagte ich mich weiter hinein in den grellweiß ausgeleuchteten Raum. Es dauerte eine Weile, bis meine Augen in dem ganzen Weiß schwache Konturen erkennen konnten. Einzig ein langer schwarzer Streifen hob sich deutlich ab. Neugierig näherte ich mich diesem Fixpunkt und stellte fest, dass es sich dabei um Haare handelte, die zu einer sehr ungewöhnlichen Frisur gehörten. Deren Träger thronte in einem weißen Plüschsessel, bekleidet mit einem weißen, bettlakenähnlichen

Gewand, aus dem seine nackten Arme herausschauten und grinste mich spöttisch an, zumindest schien es so.

Ich nahm all meinen Mut zusammen und sprach ihn an, denn wenn er diesen Raum so dominierte, würde er sicher auch wissen, warum er hier saß und welche Rolle ich dabei spielen sollte.

„Entschuldigen Sie die sicher merkwürdige Frage, aber wo bin ich hier?“

Eine seiner pechschwarzen Augenbrauen kräuselte sich nach oben, der gegenüberliegende Mundwinkel folgte dieser Richtung, seine dunklen Augen fixierten mich unwillig. Seine behaarte Hand strich über den ebenso schwarzen Kinnbart, ehe er schulterzuckend antwortete:

„Das ‚Wo‘ ist völlig egal. Viel mehr sollte dich interessieren, warum du hier bist.“

„Ja, sicher. Das würde ich natürlich auch gerne wissen. Ebenso, wer ich bin. Heiße ich wirklich Paul, wieso werde ich verfolgt? Ich habe das Gefühl, dass gerade alles um mich herum wegbricht. Sie können sich ja gar nicht vorstellen, welches Chaos in meinem Kopf herrscht!“

Ich brach in Tränen aus.

„Natürlich kann ich mir das vorstellen. Du bist nicht der Erste, der so verzweifelt vor mir steht.“, herrschte er mich an.

„Wer sind Sie überhaupt?“, schluchzte ich.

Er stöhnte genervt. „Immer wieder dieselbe Frage. Um mich geht’s doch hier gar nicht. Aber bitte, das scheint ja für euch wichtiger als euer eigenes Schicksal zu sein - ich bin der Vater von Gott.“

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was ich da eben gehört hatte. Erstens – er sprach von „Euch“, das hieß, ich war nicht der einzige Orientierungslose. Zweitens – Vater von Gott? War der Kerl vielleicht durchgeknallt? Das würde ja ebenso bedeuten: Opa von

Jesus! Schwiegervater von Maria! Oh mein Gott, wie kam ich aus der Nummer wieder raus? Panischen Blickes suchte ich die weißen Wände vergeblich nach der Tür ab, durch die ich eingetreten war.

„Nun krieg dich mal wieder ein. DU wolltest wissen, wer ich bin. Aber wie gesagt, es geht hier nicht um mich!“, blaffte mich der Irre an. „Es geht um Schadensbegrenzung. Ich versuche hier wieder-gutzumachen, was mein selbstverliebter Sohn mit seinen Starallüren und Allmachtsphantasien gedankenlos anrichtet. Es ist ihm völlig egal, welche zerstörerische Spur er hinterlässt. Ihr Menschen macht es ihm aber auch leicht, ihr seid so einfach zu manipulieren!! Du bist noch einer der leichteren Fälle, dich kriege ich schon wieder hin, da bin ich mir sicher. Aber ich hatte hier auch schon härtere Nüsse zu knacken, das kannst du mir glauben und meine Re-Atheisierungsmethoden haben leider nicht bei allen angeschlagen. Die Folgen davon kann man ja jeden Tag in den Nachrichten sehen.“

Die Informationen aus diesem Redeschwall musste ich erst mal verarbeiten, das Gedankenknäuel in meinem Kopf hatte sich noch mehr verheddert. Gerne hätte ich mich irgendwo fallen lassen, mir war schwindelig, und meine Knie wollten mich einfach nicht mehr tragen. In Ermangelung eines weiteren Sitzmöbels ließ ich mich einfach auf dem Fußboden nieder.

„Wenn ich das jetzt richtig verstanden habe, hat Ihr Sohn mir eine religiöse Gehirnwäsche verpasst und Sie wollen das wieder rückgängig machen?“, wandte ich mich an den Gottvater.

„Exakt. Sehr gut mit wenigen Worten zusammengefasst. Wusste ich doch, dass du gut zu behandeln bist.“

„Aber wie kam ich denn in das Hotel? Und warum wurde ich verfolgt? Wer bin ich wirklich?“

„Diese Erinnerungen wirst du dir alle Stück für Stück selber

erarbeiten, das ist Teil des Programms. Du wirst mehrere Räume passieren, in jedem musst du Aufgaben lösen, die aufeinander aufbauen und dir helfen, zu dir selbst zurückzufinden. Hier ist die zweite Station. Dieser Raum ist bewusst nahezu in weiß gehalten, damit deine Sinne durch nichts abgelenkt werden können. Strecke dich jetzt bitte auf dem Boden aus, atme tief und gleichmäßig in den Bauch hinein. Die Augen kannst du schließen, musst du aber nicht.“

Ich folgte seinen Anweisungen. Zunächst ließ ich die Augen offen. Das ewige Weiß strengte mich dann aber komischerweise dermaßen an, dass ich dem Dunkel hinter meinen Augenlidern den Vorzug gab.

Stille und Dunkelheit umgaben mich, eine tiefe Ruhe breitete sich in mir aus und ich schlief ein. Es klingelt an meiner Wohnungstür. Ich öffne und finde mich zwei Männern gegenüber. Sie machen einen Schritt auf mich zu mit den Worten: „Wir wollen mit dir über Gott reden.“

Mit einem Schrei fuhr ich aus dem Traum hoch und musste erst einmal überlegen, wo ich mich befand. Mein verwirrter Blick traf auf den von Gottvater, der nur wissend nickte.

„Nun kannst du weitergehen, Paul ..., oder wie auch immer du heißt. Du wirst es herausfinden.“

In der weißen Wand, in der ich vorher noch vergeblich nach einem Ausgang suchte, wurden die Umrisse einer Tür sichtbar, darauf gut zu erkennen die Hand in einem Rechteck, die als Tattoo meine Brust schmückte. Auf wackligen Beinen begab ich mich mit gemischten Gefühlen dorthin. Einerseits war ich froh, hier endlich rauszukommen, andererseits hatte ich große Angst vor dem Ungewissen, was mich nun erwartete. Zögerlich legte ich die Hand auf die unangenehm kalte Klinke, holte tief Luft und öffnete die quietschende, schwer zu bewegende Tür.





Hier ging es offenbar wieder nach draußen. Ich sah einen großen Platz, überall Einsatzwagen der Polizei, flackerndes Blaulicht, wohin man schaute. Schnell zog ich die Tür wieder zu. Was nun? Gerade noch schienen die Hand-Symbole mein einziger brauchbarer Wegweiser zu sein. Doch wenn sie mich direkt in die Fänge der Polizei führten, musste ich mich leider anders entscheiden. Oder? Hilfsuchend schaute ich zum Vater von Gott, der immer noch auf seinem Thron saß. Doch irgendetwas war anders. Völlig unbeweglich starrte er mit leerem Blick die weiße Wand an. „Hallo?“ Keine Antwort. Er wirkte tot, erstarrt, wie eine Wachsfigur. Ich wollte ihn gerade näher untersuchen, da öffnete sich plötzlich ein Spalt in der Wand und der echte Vater von Gott kam herein, jedenfalls schien er die lebende Version dessen zu sein, was da gerade auf dem Thron saß. Der Spalt schloss sich wieder hinter ihm und er ging eilig auf die Tür mit dem Symbol zu. „Entschuldigung, könnten Sie mir eventuell ...“ „Nein“, unterbrach er mich, „stell mir bitte keine Fragen! Tut mir leid, ich kann dir nicht helfen. Ich sollte gar nicht hier sein, aber da ist was schief gelaufen, das muss ich schnell korrigieren, und dann bin ich weg. Ignorier mich einfach!“ Mit einem Spachtel schabte er hastig an der Tür herum, bis das Hand-Symbol entfernt war. Anschließend schraubte er den Türknauf ab und ging zur gegenüberliegenden Wand. Dort



holte er eine Sprühdose aus dem Gewand und sprühte ein großes Viereck auf die Tapete, natürlich mit einer Hand darin. Aha. Zum Schluss schraubte er noch den Knauf an - fertig war eine neue Tür. Er öffnete sie, ging hindurch und war weg.

Eine Minute lang stand ich da und wusste nicht, was ich denken sollte. Allem Anschein nach war das hier alles eine künstlich geschaffene Welt, und ich war ein Versuchskaninchen. Und was ich eben erlebt hatte, war eine Panne. Oder ein als Panne getarnter weiterer Test. Es ist schwer, Wahrscheinlichkeiten einzuschätzen, wenn es keine Vergleiche gibt. Vielleicht war ich ja ebenfalls künstlich? Auf jeden Fall stand ich nun wieder vor einer Tür mit einer Hand.



## Charlotte



Plötzlich hörte ich wieder diese Stimme. „Paul!“, rief sie zaghaft, „Paul!“ Die Stimme schien in meinem Kopf immer lauter zu werden und widerzuhallen.

Am liebsten wäre ich in Ohnmacht gefallen, doch ich konnte nicht. Die Angst vor der Stimme und nicht



© Charlotte Piotrowski

zuletzt auch vor der Polizei brachte mich dazu, regelrecht durch die Tür zu rennen.

Im nächsten Raum angekommen, blieb ich sofort wieder stehen. Dort hing ein riesiger Wandspiegel, in dem sich mir ein Spiegelbild bot, das ich nicht glauben konnte.

Es war eine wunderschöne, blauäugige Blondine, der ihr welliges Haar wild im Gesicht hing. „Soll das ich sein?“, fragte ich mich selbst, ohne wirklich eine Antwort zu erwarten.

Ich war so geblendet, dass ich eine Viertelstunde brauchte, um zu bemerken, dass es sich bei dem vermeintlichen Wandspiegel um ein Gemälde in Lebensgröße handelte, welches von der Decke hing. Ich war ein wenig erleichtert, doch ganz gut war mir trotzdem nicht zumute. Ich wusste ja immer noch nichts über mich. Da bemerkte ich am anderen Ende des Raumes einen kleinen Computer. Ich wollte zu ihm hinüberlaufen. Doch ich hatte Angst, mir würde etwas geschehen.

Ich nahm Anlauf, und trotzdem war es mehr ein Stolpern als ein Laufen, das mich zu dem Computer brachte, ich setzte mich auf den riesigen blauen Sessel, der davor in die Höhe ragte, so groß, dass ich mich hinunter bücken musste, um den Computer zu erreichen.

Ein kleiner Knopf unter dem Display fiel mir sofort auf. Ich konnte nicht anders, als ihn anzuklicken, denn darauf stand „on/off“.

Der Computer gab ein merkwürdiges Surren von sich, als er hochfuhr. Dann erschien ein kleines Kästchen, über dem „Passwort“ stand. Ich stoppte. Was war denn das Passwort? Woher sollte ich das auch wissen, ich wusste ja nicht mal, wer ich war. Also versuchte ich: Hand, Tür und auch noch Hand\_Tür und Tür\_Hand. Doch immer wieder wurde „Das Passwort ist

leider falsch!" angezeigt. Ich wollte schon aufgeben, da ertönte wieder diese Stimme. „Paul ... Paul ...“, war zu hören. 'Einen Versuch ist es ja wert', dachte ich mir und tippte. P-A-U-L

Und tatsächlich. Auf dem Bildschirm des Computers war das Wörtchen "Willkommen" zu erkennen. Doch dann wurde er schwarz. Einen Moment später erschien auf dem Computer eine Hand. Sie wies nach rechts. Doch dort war gar nichts zu sehen. Der Raum war in dieser Ecke zu dunkel, um etwas erkennen zu können. Ich tastete mich an der Wand entlang zu einem Griff.

„Ist das ein Türgriff?“, fragte ich mich - wieder mal ohne wirklich eine Antwort zu erwarten. Von wem sollte ich diese auch bekommen, wenn nicht von mir selbst und ich hatte ja keinen blassen Schimmer.

Es war ein Türgriff. Wieder kamen all die Fragen und Gedanken in mir hoch: Ja oder nein? Polizei? Antworten? Beides? Dann betätigte ich den Griff. Was sonst?





‘Wo bin ich hier?’, schoss es mir durch den Kopf. Plötzlich war alles verschwommen und ich lag auf einem Bahnhof auf dem Boden.

Ich kniff mich kurz, um zu schauen, ob das Realität war oder nur ein Traum. Es war Realität. Was war hier los? Um mich herum stand eine Menschenmenge und alle starrten mich an. “Paul.” hörte ich jemanden erleichtert sagen, sah aber nicht, wer es war. Ich stand auf und drängelte mich durch die Masse. Jetzt warteten alle wieder normal auf ihre Bahn und niemand beachtete mich. Irgendwas war komisch hier. Ich ging aus dem Bahnhof raus, und hinter mir sagte wieder jemand „Paul!“. Ich drehte mich um, doch niemand war zu sehen. Merkwürdig ...

‘Das alles hier wirkt nicht wirklich real’, schoss es mir durch den Kopf.

Ich war außerhalb des Bahnhofes angekommen und bemerkte, dass es Nacht war. Wie konnte die Zeit so schnell vergehen?

Ich schaute an den Himmel und sah, dass gar keine Sterne da waren. Nur der Mond. Wieso? Was war hier los? Ich hatte so viele Fragen, die sich nicht so einfach beantworten ließen.

Wieder verschwamm alles und ich war auf einmal vor einem riesigen Gebäude, welches mich an meine alte Schule erinnerte, auf die ich früher ging. Warte, was?! Wie konnte ich mich überhaupt daran erinnern, dass ich mal hier zur Schule gegangen war? Wie ging das? Ich erinnerte mich doch sonst an nichts! Und ich hatte noch viel mehr Fragen! Wieso wechselte ich die ganze Zeit den Ort? Was passierte hier? Immer noch war es nachts und immer noch keine Sterne, nur der Mond.

Neben mir stand plötzlich ein jung aussehender Mann im Mantel und Hut.

Ich musterte ihn und stellte fest, dass er mir irgendwoher bekannt vorkam. Aber ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen! Wie konnte das sein?

„Paul?“, sprach er mich an. Wie ich diesen Namen mittlerweile hasste! Ich wollte ihn einfach nicht mehr hören...

„Ja?“, antwortete ich nur kurz. „Wissen Sie, was hier gerade mit mir passiert?“ fragte ich ihn noch schnell hinterher.

„Nein, nicht wirklich! Aber ich werde es herausfinden! In 900 oder mehr Jahren Leben hab ich sowas noch nie erlebt!“

900 Jahre oder mehr lebte er schon? Das konnte nicht real sein!

Abermals kniff ich mich und der Mann war weg. Somit war er also nicht real! Ich stand nun vor dem Gebäude. Es hatte sich irgendwie auch etwas verändert, aber na ja. Ich drückte gegen die schwere Tür und öffnete sie.

‘Sie ist tatsächlich offen!’, dachte ich. Wieso? Was war hier, dass sie für mich geöffnet war?

Ich betrat das alte Gebäude, welches aber von innen schön dekoriert war.

Es war wirklich eine Schule. Ob es nun meine alte war? Keine Ahnung.

Ich ging durch die Gänge und auch in den einen oder anderen Raum. Einer war sehr auffällig. Er hatte eine dunkelrote Tür und war in ziemlich knalligen Farben gestaltet.

Was war das hier für ein Raum?

Ich nahm eine der Taschenlampen, die auf den Tischen am Fenster lagen. Merkwürdig. Es sah aus, als wenn alles hier vorbereitet war.

Mehrmals schaute ich mich um und schaltete dann die Taschenlampe ein. Alles kam mir sehr vertraut vor. Wo war ich hier? Ich schaute mich etwas um, bis ich die Taschenlampe ausschaltete und weglegte.

Ich wollte wieder aus dem Raum hinaus gehen, fand aber zunächst die Tür nicht. Ich suchte weiter und weiter. Dann sah ich sie. Auf ihr leuchtete das Zeichen.





Mit einem lauten Quietschen öffnete ich die Tür und ging auf die andere Seite. Dort traute ich meinen Augen nicht. Vor mir erstreckte sich eine ganz und gar sonnengetränkte grüne Landschaft. Bei näherem Betrachten erkannte ich nicht weit von meinem Standort eine Stadt, die voll bebaut von großen Häusern und Bauwerken war.

Es war eine schöne Landschaft, wo man bequem hätte picknicken oder malen können. Aber ich fragte mich nur, wo ich hier war. Ich hatte keine Ahnung, aber ich wollte es so schnell wie möglich herausfinden!

Ich war auf jeden Fall nicht mehr in dem Haus,



in das ich hereingekommen war. Wie konnte das sein? Ich war vor einer Minute doch noch da gewesen und jetzt nicht mehr! Statt mir weiter darüber Gedanken zu machen, ging ich in Richtung Stadt, was die beste Lösung für mich schien. Ich lief über Wiesen und Täler und Straßen; insgesamt dauerte es wohl mehrere Stunden, bis ich endlich mein Ziel erreichte. Und endlich war ich da!

Allmählich dämmerte es mir, wo ich war. Ich war in Paris! Ich war in Frankreich!

Ich erkannte das gleich an dem Eiffelturm, der nur noch wenige Kilometer von mir entfernt zu sein schien. Ich fragte einen Mann, der mir über den Weg lief, wo ich war. Doch der antwortete mir zu meinem Bedauern auf Französisch und ich verstand kein Wort.

Ich kramte in meiner Hosentasche herum und fischte zwanzig Euro heraus. Ein kleines Vermögen! Es war nicht sehr viel, aber es war alles, was ich hatte. Auch wenn ich knapp bei Kasse war, wollte ich unbedingt auf den Eiffelturm. Ich weiß nicht, warum, aber ich hatte das Gefühl, dass es wichtig war, jetzt zum Eiffelturm zu gehen. Dort angekommen, traf ich eine Frau mit kastanienbraunen Haaren und polarblauen Augen. Sie ging auf und ab. Sie schien nervös zu sein, schaute andauernd auf die Uhr und murmelte irgendetwas von: „Deux heures déjà!“

Ich wollte schnurstracks an ihr vorbeigehen und endlich zum Eiffelturm gehen, aber als ich unmittelbar neben ihr stand, drehte sie sich ruckartig zu mir und schaute mich eindringlich an. Sie kam mir unheimlich vor. Und ich hatte das Gefühl, dass ich sie nicht zum letzten Mal sah.

Ich löste mich von ihrem Blick und lief weiter. Ich konnte spüren, wie sie mir hinterher sah. Nachdem ich das Ticket gekauft hatte, fuhr ich hoch und genoss die wunderbare Aussicht von oben. Ich konnte ganz Paris betrachten, die Sonne glänzte auf den

Dächern der Häuser, am Himmel war nicht eine einzige Wolke, es war ein klarer heißer Sommertag. Ich war wie gelähmt von dem Anblick. Es hätte mir jemand von hinten mein Geld aus der Hosentasche klauen können und ich hätte es womöglich gar nicht gemerkt.

Ja, leider ist genau das passiert. Erst nach einer Viertelstunde löste ich meinen Blick und wollte mit meinem Geld auf die andere Seite der Aussichtsplattform zu einem Croissant-Verkäufer gehen und mir, nun ja, einen Croissant kaufen. Ich wollte mir das Geld schon mal zurecht legen.

Welches Geld? Ein kalter unangenehmer Schauer lief mir über den Rücken. Ich wurde beklaut! Ich überprüfte all meine Hosentaschen, ich suchte überall am Boden, wo ich gewesen war, aber ich fand nirgends auch nur einen Euro. Ich wollte schon alle Hoffnung aufgeben, ich war ja auch selber schuld! Wie konnte ich nur so unaufmerksam sein und nichts bemerken, bis mir dann doch ein Verdacht kam. Ich erinnerte mich noch sehr gut an einen Mann, der mir vorhin verdächtig nah auf die Pelle gerückt war. Ich wollte schon etwas sagen, aber er ging dann doch weiter und wenn ich mich recht entsinne, mit einem schäbigen Lachen im Gesicht ...!

Für mich bestand kein Zweifel mehr, ich war fest davon überzeugt, dass er der Dieb war. Dieser Ganove! Ich war stocksauer, das würde ich ihm heimzahlen! Doch was sollte ich jetzt tun, hier in Paris ohne Geld? Ich hätte weinen können, aber in der nächsten Minute hätte ich wieder vor Glück schreien mögen.

Ungefähr drei Meter neben mir, am Ausgang der Aussichtsplattform, sah ich den Dieb, in einem grünen Shirt. Ich rannte zu ihm, aber er drehte sich nicht um zu mir, anscheinend hörte er mich nicht. Erst als ich endlich hinter ihm stand, ihn antippte und sagte: „Ich glaube, du hast da etwas, was mir gehört!“,

realisierte er, dass jemand etwas von ihm wollte.

„Non! Non ...“, mit diesen Worten drängte er mich weg und rannte in die andere Richtung, womit ich, ehrlich gesagt, gerechnet hatte. Er war ungefähr so groß wie ich und rannte erstaunlich schnell, er war auch ungefähr so alt wie ich, auch wenn ich glaube, dass er ein klein bisschen älter war. Auf jeden Fall dauerte es eine Weile, bis ich ihn eingeholt hatte, ich packte ihn an der Schulter und brachte ihn zum Stoppen.

Wir standen gleich neben dem Sicherheitsgeländer des Eiffelturms. Der Mann drehte sich um und schaute mich mit seinen grünen Augen an. Ich konnte es nicht glauben, die Ähnlichkeit war unfassbar, dieser Mann sah fast genauso aus wie ich.

„Wie kann das sein ...?!“, stotterte ich. Er war mein Ebenbild. Ich musterte ihn noch eine Weile, aber erinnerte mich dann schnell wieder, wieso ich hier war und sagte dann selbstsicher: „Gib mir mein Geld wieder, oder ich hole die Polizei!“ Zu meinem Erstaunen verstand mich der Mann wieder und antwortete mir sogar auf Deutsch: „Tut mir leid Kumpel, aber ich bin gerade knapp bei Kasse.“

Jetzt reichte es mir aber. Ich wollte diesen Kerl packen und ihn den Sicherheitsleuten übergeben. Aber obwohl wir gleich aussahen, hatte er unglaubliche Muskelkraft und schleifte mich näher ans Geländer. Mit einem Ruck hob er mich hoch und hielt mich über den Abgrund: „Bevor es mit dir zu Ende geht, wollte ich dir noch danken“, fing er den Satz an, „du wirst es wahrscheinlich nicht verstehen, aber die dort glauben, dass du der Schwerverbrecher bist. Die haben dich mit mir verwechselt, jetzt hab ich endlich meine Ruhe. Keine Sorge, du auch gleich, deine ewige Ruhe!“ Er beendete seinen Satz und ließ mich fallen.

Damit war es mit mir also endgültig zu Ende, ich fiel mit einer

Wahnsinnsgeschwindigkeit nach unten, meine Ohren rauschten, meine Kleider flatterten. In diesen Sekunden dachte ich über alles noch mal nach, über mein ganzes Leben. Na ja zumindest über das, was ich wusste und was ich in der letzten Zeit erlebt hatte. Ich war so in Gedanken versunken, dass ich nur vage einen Mann wahrnahm, der ebenfalls sprang und kopfabwärts hinuntersauste. Wenn ich mal so darüber nachdachte, war das ganz schön bizarr. Weil ich hingegen waagrecht hinunterstürzte, hatte er mich gleich eingeholt und an das, was dann passierte, kann ich mich nur noch bruchstückhaft erinnern, weil alles so schnell ging. Ich weiß noch, dass der Mann neben mir war und dass mich etwas packte, wahrscheinlich er und dann, auf einmal, ruckartig fiel ich nicht mehr, sondern schwebte ...

Ein Fallschirm!

Ich war gerettet! Wer auch immer dieser Mann war, ein Hoch auf ihn, er hatte mich vor dem sicheren Tod bewahrt! Es passierte so viel in so kurzer Zeit, alles war so schnell gegangen und so verwirrend! Mein Kopf explodierte förmlich bei dieser Aufregung. Zum Glück explodierte er nicht wirklich, aber ich hatte einen Kurzschluss und fiel in Ohnmacht, in der Luft über Paris.

Ich hatte keine Ahnung, welcher Tag es war, ob es Nacht oder Tag oder ob das wirklich alles real oder nur ein verdammt mieser Traum war. Oder war ich vorhin gestorben und das war hier der Himmel? Ich machte meine Augen langsam auf. Oh Mann, das war wohl eher die Hölle!

Ich war in einem kleinen Zimmer; rings um mich herum waren lauter Menschen, ich saß auf einem Stuhl aus Stahl und bemerkte, dass ich an diesen Stuhl gefesselt war. Vor mir war ein Tisch, ein großer, pechschwarzer Holzstuhl und auf der anderen Seite des

Tisches saß eine wunderschöne Frau auf dem Stuhl. Aber es war nicht irgendeine Frau, es war jene Frau, die mich vorhin so schief angeguckt hatte.

Was wollte sie von mir und wo war ich, verdammt?

„Hallo? Verstehen Sie mich? Sprechen Sie meine Sprache? Wo bin ich!? Wer sind Sie?“ , stammelte ich.

Neben der Frau stand ein Mann mit kurzen blonden, nach links gekämmten Haaren. Dieser flüsterte der Frau etwas ins Ohr. Die Frau guckte ein bisschen verdutzt, schaute mich an und sagte dann irgendetwas, was für mich unverständlich war. Dann kam der Mann zu mir und sagte: „Sie sagt, dass du hier keine Nummer abziehen sollst, du bist durchschaut! Also spar dir die Tarnung, Louis-Gael Legrand.“

„Wer? Sagen Sie ihr, ich habe keine Ahnung wer dieser Lou-Gaga irgendwas ist, und wieso bin ich angekettet? Was soll das hier? Wo zum Teufel bin ich!“

Der Mann ging wieder zur Frau und flüsterte ihr vermutlich das, was ich gesagt hatte, ins Ohr. Die Frau guckte genervt und fühlte sich nicht verpflichtet, mir zu antworten. Und dann fragte und fragte sie, was das Zeug hielt.

Es verging eine lange Zeit. Mittlerweile war ich müde geworden und hatte gar keine Lust mehr, von dieser Frau verhört zu werden. Doch sie stellte mir noch jede Menge Fragen und schenkte meinen Antworten keinen Glauben. Immer und immer wieder erzählte ich ihnen, dass ich mit dieser ganzen Verbrecher-Sache nichts zu tun hatte. Der Abend verging und sie verhörte mich noch immer. Aber auf Fragen wie: „Wo bin ich?“, „Wer sind Sie?“ und: „Was wollen Sie von mir?“ , antwortete mir niemand.

Der Abend war vorbei und der Morgen war gekommen. Endlich, nach zehn Stunden stand die Frau auf und sagte:

„Au revoir“. Danach wies sie mir ein Bett zu, auf dem ich endlich schlafen konnte.

Doch mein seelenruhiger Schlaf hielt nicht lange an, denn schon bald wurde ich von dem Brummen eines Motors aufgeweckt. Ich öffnete meine Augen. Ich saß angeschnallt in einem Auto. Neben mir ein blauäugiger, kräftiger Mann.

„Was haben Sie mit mir vor?“, fragte ich. Doch, wie ich es mir schon gedacht hatte, antwortete er mir nicht. Er zuckte nur mit den Schultern. Anscheinend verstand mich hier niemand!

Wir fuhren zu einem Gerichtssaal, wie sich nachher herausstellte. Dort angekommen, saß vorne schon der Richter, neben mich setzte sich eine schwarzhaarige Frau an den Tisch. War sie meine Anwältin? Moment, hatte ich überhaupt eine Anwältin? Nein, leider nicht. Keine Ahnung, wer die Frau war, keine Ahnung, ob sie auf meiner Seite stand oder gegen mich war. Auf jeden Fall redete sie viel mit dem Richter, doch ich verstand kaum etwas.

Die Gerichtsverhandlung dauerte vier Stunden. Vier Stunden, in denen keiner meine Fragen beantwortete, in denen jeder mich ignorierte, in denen kein Dolmetscher da war. Ich fühlte mich ausgeliefert, hilflos und einfach nur erbärmlich. Doch schon bald sollte sich meine Stimmung noch mehr verschlechtern.

Der Richter hämmerte mit seinem kleinen Hämmerchen auf den Tisch und die Menschen standen auf und verabschiedeten sich. Ich beklagte mich wieder: „Ich will hier raus!“ Doch die Leute guckten mich nicht mal an. Keiner beachtete mich. Was war das hier für ein Land?

Danach kamen zwei Menschen in blauen Polizeiuniformen. Sie führten mich aus dem Gerichtssaal. Endlich hörte mal jemand auf mich, endlich ein Stückchen Gerechtigkeit. Aber auch diese Hoffnung wurde zerstört.

Wir fuhren mit einem Polizeiauto zu einem Gebäude mit einem Polizeiabzeichen. Ich wehrte mich, ich wollte nicht in das Gebäude gehen. Aber wie üblich, kümmerte das keinen und die Polizisten zerrten mich hinein. Sie schubsten mich bis in die erste Etage, wo links und rechts kleine Zimmer waren mit einem Gitter davor. Ich war in einem Gefängnis!!! Was sollte ich bloß tun?

„Lasst mich los, lasst mich frei!“, schrie ich die Polizisten an. Doch dann sah ich es. An der Wand, an der ein Stuhl lehnte, war ein Plakat. Und auf diesem Plakat war ein Gesicht. Und das Gesicht gehörte keinem Geringeren als dem Mann, der mich vom Eiffelturm geschubst hatte. Dem Mann, der genauso aussah wie ich ... Ich hielt den einen Polizisten am Arm fest: „Hier liegt eine Verwechslung vor, ich bin unschuldig“, schrie ich.

Aber der Polizist löste meinen Griff, schubste mich geradewegs in die Zelle und schloss hinter mir ab. Wie konnte man mich so behandeln? Ich rappelte mich wieder auf, stand auf und guckte mich in meinem elenden neuen Zuhause um. Ist das die Zukunft für mich? Ist das mein neues Zuhause? Meine Augen weiteten sich. Da war die Tür! Die Tür mit dem mysteriösen Zeichen! In diesem Moment schossen mir tausende Gedanken in den Kopf. Sollte ich die Tür öffnen? Wer weiß, was für ein waghalsiges Abenteuer als nächstes auf mich wartete? Aber wieso nicht? Hier gab es doch nichts außer einem erbärmlichen Leben ...

Ich öffnete die Tür.





Die Tür hinter mir ging zu. Ich versuchte sie wieder aufzumachen, aber sie war verriegelt. ‘Wo bin ich?’, fragte ich mich. Das einzige was ich sah, war die Tür. Ansonsten nur die weiße Leere.

Ich lief ein paar Schritte. Meine Schuhe klapperten. Ich sagte: “Hallo, ist hier jemand?”

Meine Stimme wurde zu einem langen Echo. Niemand antwortete. Ich rannte in der Hoffnung, dass ich irgendetwas sehen würde. Egal was! Wenigstens etwas anderes als die Leere. Zwar war ich hier erst seit gefühlten fünf Minuten, aber ich



wurde schon langsam verrückt. Ich setzte mich auf den Boden und dachte mir nur: ‘Warum, warum bin ich hier rein gegangen?! Niemand geht doch in irgendein fremdes Haus oder was auch immer das hier war. Bin ich irgendwie blöd?’

Ich fühlte mich schlapp und ich hatte einen riesigen Hunger, aber daran konnte ich hier gerade nicht denken.

Ich stand wieder auf und lief ein paar Schritte. Ich hörte etwas hinter mir. Ich drehte mich um und sah einen Park mitten in dieser Leere.

‘Wie zum Teufel ist hier ein Park hergekommen?!’ Ich näherte mich langsam und versuchte, mit ein paar spielenden Kindern zu reden, aber es schien so, dass sie mich nicht sehen konnten. Ich fuchtelte mit meinen Händen rum, um irgendwie Aufmerksamkeit zu bekommen, aber es nützte nichts. Ich war wie ein Geist. Ich konnte tun und lassen, was ich wollte.

Nach einer Zeit bemerkte ich, dass die Menschen Kleidung trugen wie am Anfang des 20. Jahrhunderts. Ich fragte mich, ob es damals überhaupt schon Parks gab. Ich setzte mich auf eine Bank und bemerkte einen Streit zwischen einer Frau und einem Mann. Ein Kind stand daneben und weinte. Sie stritten darüber, ob der Junge mit den anderen spielen durfte. Der Mann sagte immer wieder, das Kind wäre krank und es wäre zu gefährlich für ihn, zu spielen.

Die Frau wollte aber, dass der Junge nicht den ganzen Tag daheim sitzen sollte, weil dies auch nicht gesund sein sollte.

Ich ging weg, weil mir dieses Rumgekreische auf die Nerven ging. Ich konnte ja so oder so nichts dagegen machen. Also machte ich einen Spaziergang im Park. Es war ziemlich traurig, dass mich niemand bemerken konnte. Ich ging langsam in den Wald, der direkt neben dem Park lag. Ich hoffte, vielleicht sei da

ja irgendwas, was mich hier wegbringen konnte. Nach einiger Zeit wurde es ziemlich dunkel und mir wurde auch eiskalt. Ich dachte darüber nach, ob ich zurückgehen sollte, weil ich mich sonst verirrt, aber ich ging weiter, weil ich meine Hoffnung nicht aufgab. Also ging ich und ging und ging, immer weiter und weiter. Nach einer Zeit stand ich vor einem riesigen Fluss. Das Merkwürdige daran war, dass im Fluss zwar Wasser floss, es aber kein Geräusch von sich gab. Nichts, einfach nichts. Ein Fluss muss doch irgendwelche Wassergeräusche von sich geben, oder? Wo zum Teufel war ich hier?! Ich drehte mich enttäuscht um und wollte wieder aus dem Wald gehen, um die Nacht auf einer Parkbank zu verbringen oder so. Da tauchte plötzlich eine Schaukel auf. Sie war an einem riesigen Ast befestigt und es saß ein kleiner Junge drauf, etwa zehn Jahre alt.

Ich ging langsam zu ihm und sagte: "Hallo, wer bist du denn?"

Er sah mich an und fragte mich: "Wer bist du denn?!"

Ich erschrak und dachte nur so: "Warum kann mich ein kleiner Junge, der mitten im Wald schaukelt, hören, aber die anderen nicht?! Und was zur Hölle ist das hier?" Ich fragte ihn, warum er hier tief im Wald war.

Er antwortete: "Warum sollte ich nicht hier sein?!" Der Junge war ziemlich frech! Ob ich damals auch so frech war? Ich sagte zu ihm: "Lass uns zurückgehen, es ist schon ziemlich spät, deine Familie wartet bestimmt schon auf dich und macht sich tierische Sorgen." Er sagte mit einem finsternen Blick: "Ich bin schon lange tot!"

Ich dachte mir nur so: 'Bin ich in 'nem Horrorfilm gelandet?!'

Er erzählte weiter: "Ich glaube, ich bin so was wie ein Geist und habe meinen Frieden noch nicht gefunden und kann deshalb noch nicht in den Himmel."

“Du bist ziemlich clever für dein Alter!”, sagte ich zu ihm, dachte aber im Stillen: ‘Was geht denn bei dem ab?! Geist, der nicht seinen Frieden gefunden hat?!’ Ich musste mich wieder einkriegen und es hinnehmen, da ich selbst nicht wusste, was hier vorging. Ein Geist klang irgendwie glaubwürdiger als eine Parallelwelt, wo ich vermutlich jetzt war. Also fragte ich ihn, was für ihn das Wichtigste war oder was für Träume er damals hatte und er antwortete zögernd: “Das Wichtigste in meinem Leben ist mein Teddy Ben und meine kleine Schwester Emily”. Ich fragte ihn, was mit seiner restlichen Familie sei und er antwortete, er kenne seine Familie nicht. Er und seine Schwester lebten in einem Waisenhaus. Ich erschrak, als ich das hörte. Ziemlich traurige Story für einen zehnjährigen Jungen. Wir gingen dann in das Waisenhaus, wo er damals lebte. Als wir ankamen, sagte er: “Ich war hier lange nicht mehr, weil ich sonst schrecklich weinen muss”.

Ich sagte zu ihm: “Hab keine Angst und sei nicht traurig, ich bin ja hier!” Seine Augen schwollen an und ich umarmte ihn. Er guckte mich an und sagte: “Du bist gar nicht so doof, wie ich dachte!” Toll, ich war erwachsen und wurde von kleinen Kindern als dämlich bezeichnet! Wir gingen gemeinsam die Treppen hoch in sein altes Zimmer, das er mit seiner Schwester teilte. Wir machten die Tür leise auf, damit die Schwester sich nicht erschreckte. Der kleine Junge ließ meine Hand langsam los und ging zu ihr. Mir kullerten ein paar Tränen über die Wangen, weil es ziemlich traurig war. Ich sah einen Teddy auf dem anderen Bett, ich nahm ihn und gab ihn dem Jungen. Er legte ihn der Schwester ins Bett, gab ihr ein Kuss auf die Stirn und sagte zu mir: “Ich habe mich jahrelang nicht getraut, hierher zu gehen, aber diese Welt ist ja wie eine Zeitschleife, als wäre es jeden Tag

der Gleiche.”

Ich dachte darüber nach und sagte: “Ich habe von sowas mal gehört, dass bei schlimmen Ereignissen die Zeit in eine Schleife gerät, aber ich dachte immer nur, es wäre Unsinn.”

Der Junge drehte sich um und zeigte mit den Fingern hinter mich. Eine Tür war aufgetaucht mitten im Raum, aber jetzt konnte mich nichts mehr erschrecken. Er schaute mich an und sagte: “Du musst nun weiter, deine Aufgabe hier hast du abgeschlossen.” Daraufhin erstrahlte er hell und stieg langsam nach oben. Er sagte: “Beeile dich!”

Ich rannte schnell zur Tür, aber dann fiel mir noch was ein. Ich schrie dem Jungen zu: “Wie heißt du eigentlich?”

“Jonathan.”

„Und wie bist du gestorben?”

Mit allerletzter Kraft antwortete er: “Es war ein Monster.” Ich bekam einen Schreck. Ein Monster? Ein Bär? Big Foot? Ein Biest? Und was hatte es mit dem Park auf sich? Lauter Fragen und wieder keine Antworten. Also machte ich die Tür auf und ging hindurch.



## *Luise*



Zuerst hörte ich ein paar Töne von einem Lied, das mir irgendwie bekannt vorkam. Aber woher? Oder bildete ich mir bloß ein, das Lied zu kennen? Autsch! Meine Augen wurden von einem flimmern- den Licht geblendet. Moment mal ... War das hier eine Disco? Ich blickte in einen riesengroßen Raum mit vielen verschiedenfarbigen Lichtern und sehr vielen Menschen, die zu der Musik tanzten. Doch eine Sache war sehr merkwürdig. Die Leute waren so positioniert, als ob gleich ein Star zwischen ihnen hindurch laufen würde. Es fehlte nur noch

der rote Teppich. Zögernd näherte ich mich der Menschenmasse und auf einmal fingen alle Leute in der Disco an zu kreischen und zu jubeln, als wenn ich die Berühmtheit wäre, auf die die Leute schon ewig gewartet hätten. Das Lied, welches mir bis eben noch so vertraut vorkam, wechselte, und nun stand ich im Rampenlicht.

Vielleicht war ich ja wirklich ein Star, der hier heute einen Auftritt hatte? Nein. Das passte alles nicht zusammen.

Wie von Geisterhand bewegten sich meine Füße vorwärts. Einfach so. Gegen meinen Willen. Da. Ich hörte mal wieder eine Stimme: "Paul!" und noch eine: „Paul!“ O nein. Von allen Seiten wurde ich angehimmelt und nach Autogrammen gefragt.

Endlich war ich durch die Menschenmasse hindurch gelaufen und stand nun vor dem Discopult.

"Hey, kann hier auch gute Musik gespielt werden?", motzte ich den DJ an, weil es mir langsam einfach mit den seltsamen Dingen reichte, doch dieser reagierte nicht. Stattdessen verließ er das Pult und ging auf eine Tür zu. Warum sind manche Menschen hier so komisch? Die ganze Welt ist hier komisch, aber was ist, wenn das die normale Welt ist? Verflucht! Ich wollte dem DJ hinterherlaufen. Wieso wollte er nicht antworten? War er es, der mir mein Gehirn geklaut hatte? 'Ach nein. Jetzt nicht kindisch werden, niemand kann mein Gehirn auslöschen.' "Hey Clarissa, Lust auf ein Tänzchen?" Ich fuhr herum. Vor mir stand eine fremde, zugegebenermaßen sehr hübsche Frau und mal wieder kam ich überhaupt nicht klar. Ich wollte einfach nur fliehen. Ohne irgendetwas zu erwidern, lief ich in Richtung der Toiletten, aber da gab es dann schon wieder das nächste Problem. Ich dachte, so wie die meisten auch, dass mein Name Paul sei, aber diese Frau von gerade eben meinte ja, dass ich

Clarissa heiße. Ohne weiter darüber nachzudenken, lief ich auf die Mnnertoilette zu. Ich sah mich im Spiegel und... war eine Frau! Nein. Das konnte nicht sein. Wieso war mein Leben denn so verwirrend? Vor Schreck rettete ich mich schnell wieder aus der Toilette und versuchte es auf der Damentoilette. Ich kam mir dämlich vor, denn einige Leute schauten mich mit fragenden und belustigten Blicken an. Da passierte es. Als ich durch diese Tür ging, schaute ich wieder in einen Spiegel und darin war ich keine Frau. Nein, ich war ein Mann.

Beinahe wäre ich in Ohnmacht gefallen, da öffnete sich langsam die Tür. Schnell verschwand ich in einer Toilettenkabine und versuchte so zu tun, als wenn ich nicht da wäre. Wer wusste schon, ob ich weiblich oder doch männlich war? Der Raum, in dem ich mich nun befand, war ziemlich eng und schon nach einiger Zeit bemerkte ich meine Platzangst, aber trotzdem durfte ich nicht hinaus. Zwei Personen standen nämlich vor der Kabine und redeten. Ich glaubte, dass sie schon voll waren, denn sonst hätten sie ja wohl nicht die ganze Zeit von mir gesprochen. Ich sollte also der Ex- Freund von dieser Sibylle oder so sein? Niemals. Aber vielleicht redeten sie ja gar nicht über mich, sondern über irgendjemand anderen? Ich war ja bestimmt nicht der einzige mit diesem Namen. Endlich hörte ich nur noch ein kurzes Kichern, das immer leiser wurde und dann einen Rums. Die Tür war zu. Zur Sicherheit wartete ich noch eine Minute, dann stand ich auf. Kurz schaute ich mich noch einmal in dem engen Raum um, obwohl ich nichts Großartiges erwartet hatte. Dort passierte es mir dann wieder. "Paul, hast du mich überhaupt schon angesehen? Du musst es tun, sonst wird dir etwas sehr Schreckliches widerfahren. Komm, sieh mich an. Na mach schon! Paul! Es ist wichtig. Bitte öffne mich." Das seltsame

Etwas flüsterte immer wieder dieselben Worte. Meine Angst wuchs und wuchs in mir immer weiter und dann brachte ich nur noch einen lauten Schrei heraus. Anscheinend war er zu laut, denn die Tür wurde mit einem Mal ruckartig aufgemacht. Jetzt war ich wieder ganz still. Ängstlich kniete ich auf dem Fußboden mit vielen verschiedenen Mustern. Hier ein Viereck, da ein Kreis und dort wiederum ein Elefant. Nicht besonders spannend und doch wurde ich von jedem einzelnen magisch angezogen. Auch an den Wänden verliefen die Muster weiter. Eigentlich schien es keine besondere Reihenfolge zu geben und doch war irgendetwas gleich. Wenn ich bloß wüsste, was es war...

Mittlerweile war bestimmt schon eine Stunde vergangen. Ich schaute mir noch einmal diese seltsamen Muster auf den Fliesen des Bodens und der Wände an, und endlich fand ich das, welches gleich war. Ein Muster, das ich auf meinem Körper trug. Doch wie würde ich durch diese Tür hindurch kommen? Langsam näherte ich mich, und wie von Geisterhand schob sich ein kleiner Türknauf aus der noch eben normal aussehenden Wand heraus. Verwundert und gleichzeitig immer noch ängstlich entschloss ich mich dazu, die magische Tür aufzumachen. In der Hoffnung, endlich mein Ich zu finden.







hinzulegen, als ich plötzlich eine Veränderung bemerkte. Die Decke über mir färbte sich langsam blau, behielt das Weiß nur noch in Form vereinzelter Tupfer und ähnelte so immer mehr einem echten Himmel. Passend dazu verwandelte sich der seltsame Untergrund auch langsam in unter meinen Füßen spürbare, laubbedeckte Erde, aus der langsam, aber sicher mehrere Bäume herausschossen.

„Gib auf, Tulvartys, du wirst das allmächtige Flammenschwert des Sagathor nie bekommen!“, erschallte es plötzlich von weitem. Sofort rannte ich in die Richtung, aus der die tiefe, raue Stimme kam, doch stolperte ich schon nach wenigen Metern über eine plötzlich aus der Erde gewachsene, dicke Baumwurzel. Als ich aufstand, stand vor mir eine ganze Horde von aggressiv dreinblickenden Doppelgängern des Pandamaskenrappers Cro. Aber bevor ich mich allzusehr wundern konnte, verschwanden diese auch schon wieder und wurden durch hässliche, krummbeinige Monster mit grauer Haut ersetzt. Nicht unbedingt eine Entwicklung zum besseren. Erneut rannte ich los, doch die wütend grunzenden Kreaturen waren deutlich agiler als erwartet und hatten mich schon bald eingeholt. Der Vorderste streckte gerade sein verrostetes Schwert aus und setzte zum Hieb an, doch kurz bevor es meinen Kopf erreicht hatte, löste sich die gesamte Szenerie in Nichts auf und ich stand erneut in der weißen Einöde.

„Das war wohl nichts.“ Ich drehte mich sofort um und erblickte ein paar Meter vor mir eine junge Frau. Immer noch in einer leichten Schockstarre gefangen, fragte ich verwirrt: „Was war nichts?“

„Na ja, das eben gerade. Fantasy, untalentiert, keine gute Kombination. Rechtschreibfehler sind jetzt nicht so das Problem,

aber ich meine ... Sagathor? Was soll das denn sein? Das klingt wie aus einer World-of-Warcraft Parodie.“

„Ähh ... was? Was war das gerade? Und wer bist du?“

„Na ja, das war ein Entwurf. Und zwar kein guter. Mein Name ist übrigens April. Und deiner?“

„Ich bin Paul.“

„Einfach nur Paul? Also bei jemanden, der einfach so in 'nem Entwurfsraum auftaucht, hätte ich schon etwas, na ja, Ausgefalleneres erwartet.“

Ich starrte sie verwirrt an. „Was ist ein Entwurfsraum? Und wie bist du hier hergekommen?“

„Ein Entwurfsraum ist ... na ja, ein Raum für Entwürfe. Wir alle machen Entwürfe, andauernd, pausenlos. Furchtbare Fantasy, recycelte Romanzen, alles Mögliche. Entwürfe halt. Manche werden verworfen, andere werden ausgebaut. Und ... na ja, ich bin einer davon.“

„Du bist ... ein Entwurf?“

„Klar. Du etwa nicht?“

„Zumindest nicht, dass ich wüsste...“

„Seltsam, dann gehörst du eigentlich nicht hierher. Echt schade. Willst du wieder gehen?“

„Das funktioniert so einfach?“ Ich blickte gründlich um mich, doch außer uns beiden und sehr viel Weiß konnte ich nichts entdecken.

„Ja, ich bin anscheinend ein Entwurf, den es zu behalten lohnt, oder?“ Sie schaute mich schnippisch an.

„Ähh ... Ja, ich denke schon.“

„Danke! Na ja, wenn ein Entwurf scheinbar länger feststeht, verselbstständigt er sich und verfügt über eine eigene Gewalt über den Raum. Was aber nichts daran ändert, dass er jederzeit

wieder verworfen werden kann.“

„Was passiert dann?“

„Na ja, dann bin ich halt weg. Stimmt, sollte ich dir nicht eine Tür öffnen?“ „Ja, eigentlich schon, ich finde das ganze irgendwie ... befremdlich. Langsam komme ich mir selbst wie ein Entwurf vor!“

„Vielleicht bist du ja auch einer. Hoffentlich ein guter!“

Plötzlich hatte ich das Gefühl, als würde der seltsame Boden unter mir langsam verschwinden.

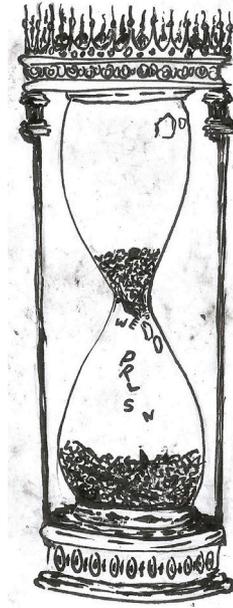
„Auf Wiedersehen! Du wirst hier gerade nicht gebraucht, na ja, die Zukunft existiert nicht!“ war das letzte, was ich hörte, bevor ich von einem Nichts in ein noch größeres Nichts fiel.

Als ich die Augen öffnete, war ich genau da, wo ich war, bevor ich den seltsamen Raum betreten hatte. Die Toilette, nebenan die Disco, die Fliesen, die Tür, das Symbol ...



*Tim D.*

Langsam und mit einem unangenehmen Quietschen öffnete sich die Tür erneut. Paul erkannte einen recht kleinen, aber gemütlich anmutenden Raum, der von einem flackernden Kaminfeuer in warmes Licht getaucht wurde. Ansonsten war der Raum bis auf einen Sessel, einen kleinen Tisch und einem vor dem Kamin liegenden Fell völlig leer.



“Hallo, ist da wer?“, rief Paul in den Raum hinein, obwohl er sich die Frage bereits selbst beantwortet hatte. Aber vielleicht war das auch gar nicht so verkehrt, dachte Paul, immerhin wäre es ja schade gewesen, die Atmosphäre nicht zu nutzen und sich hier ein wenig zu erholen. Außerdem übte das flackernde Feuer eine seltsame Anziehungskraft auf ihn aus und so beschloss er, sich in den Sessel zu setzen und ein wenig auszuruhen.

Da fiel ihm ein dickes Buch auf dem Tisch auf, welches vorher von dem Sessel verdeckt gewesen war und nun geradezu zum Zeitvertreib lockte. Da er eh

nichts Besseres zu schaffen hatte, schlug er es auf.

“Merkwürdig, es hat gar keinen Titel.” Just in diesem Moment fielen ihm schwarze Lettern auf der ersten Seite auf.

“Von Einem, der auszog, die Erinnerungen zu sammeln”.

Das schien so eine Art Märchenbuch zu sein, na ja, man konnte sich auch schlechter die Zeit vertreiben. Dann stockte Paul, denn auf der nächsten Seite befand sich kein Märchen. Es war eine Sanduhr und auch auf der folgenden Seite war eine und auch auf der danach, das ganze Buch war voller Sanduhren.

Und sie bewegten sich, langsam tröpfelte aus dem oberen Glas eine zähe, schwarze Flüssigkeit in das untere. Paul sah genauer hin und schließlich erkannte er: Es war keine schwarze Masse, es waren Buchstaben. Buchstaben, die Wörter bildeten, welche langsam und träge, aber beständig in das untere Glas flossen.

Paul blätterte und blätterte, mal kam er auf eine Seite, auf der das obere Glas noch fast voll war, mal auf eine, wo schon die Hälfte der Wörter verrieselt war und schließlich auf eine, bei der das Glas in den letzten Zügen lag.

Gebannt starrte Paul darauf, wie sich die letzten Wörter quälten und langzogen und dann hörte er einen Schrei hinter der Tür zum Gang, wehklagend und traurig. Starr blätterte Paul weiter und sah auf der nächsten Seite ein zerbrochenes Glas, mit Wörtern über dem Seitenboden verteilt. Über dem Glas stand in schwarzen Lettern: „Paul ...“.

Paul wurde klar, er durfte nicht mehr ruhen, er musste seine Erinnerungen wieder einfordern, von wem auch immer sie gestohlen worden waren.

Zielstrebig ging er auf die Tür zu.



*Alf*



... und während ich sie durchschritt, hatte ich plötzlich ein seltsames Gefühl. Es schien, als hätte ich, ohne es zu merken, ein paar Minuten lang außerhalb meines Körpers verbracht und wäre erst in diesem Moment wieder zurückgekehrt. Ich erinnerte mich an alles, was im letzten Raum passiert war, doch die Bilder in meinem Kopf zeigten mich! Als hätte ich mich selbst beobachtet. Als wären es die Erinnerungen eines Außenstehenden. Doch mir blieb keine Zeit, darüber nachzudenken, denn kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, befand ich mich schon im nächsten Kapitel dieses Verwirrspiels.





Ich betrat eine Welt,  
in der nur das Wissen  
regierte, eine Welt, so  
erstaunlich, dass es mir  
schwer fiel, meinen  
Mund zu schließen.

Ich weiß weder, ob ich viele Bücher gelesen hatte, noch, ob ich selbst welche geschrieben hatte, aber ich denke, bei meiner Reaktion auf diesen Anblick konnte ich nur Bücher lieben.

Hohe Regale aus edlem Holz stießen fast an die verzierten Decken. Alle gefüllt mit den verschiedensten Büchern. Wie viel Wissen befand sich hier, in diesem einen Saal? Wie viele Geschichten waren noch unentdeckt und versteckt vorm Abenteuerer, der nach einer lebensverändernden Geschichte sucht? Dieser heilige Saal war nicht schlicht. Er war unergründlich. Geheimnisvoll. Der Boden aus fließendem Marmor, die Menschen so klein



neben den riesigen Bücherregalen. Die Buchrücken mit ihren goldenen Streifen strotzten, weil sie zuerst gesehen wurden.

Ich befand mich auf einer Balustrade, konnte meinen Blick über all das gleiten lassen. Unter mir erstreckten sich Reihen von Tischen aus etwas hellerem Holz mit jeweils einer Lampe. Manche von ihnen besetzt. Lernende Köpfe konnte ich über die Bücher gebeugt sehen. Jeder von ihnen hungerte nach Wissen. Mein Bauch fing langsam auch an zu hungern, aber noch mehr hungerte mein Kopf. So viele Fragen blieben noch unbeantwortet, so vieles, was noch zu ergründen war.

Ein Anfang wäre erst einmal, zu fragen, wo ich mich befand. In einer Bibliothek, schon klar, aber wo?

Leise ging ich Schritt für Schritt die marmorne Treppe hinunter, doch das dumpfe Geräusch meiner Schuhe war trotzdem zu hören.

Keiner blickte auf, als ich unten war. Ich schien also niemandem aufgefallen zu sein. Auch keine Informationstheke in Sicht, wie ich bemerkte. Den Ein- oder Ausgang konnte ich auch nicht sehen.

Neugierig schaute ich in die verschiedenen Reihen zwischen den jetzt noch größer wirkenden Regalen. Ich suchte nach keinem bestimmten Buch, konnte also nicht darauf hoffen, hier eine Art Bestsellerecke zu finden. In einer der Reihen stand eine Frau in ein Buch vertieft. Ich wollte sie nur ungern stören, war aber erfreut, endlich jemand gefunden zu haben, den ich ausfragen konnte.

Ich räusperte mich: “Entschuldigen Sie die Störung, aber könnten Sie mir sagen, wo wir uns befinden? Also in einer Bibliothek, das ist mir schon klar, aber wo genau?”

Zuerst sagte sie nichts, dann antwortete sie, ohne aufzublicken:

“Wer nicht von dreitausend Jahren  
Sich weiß Rechenschaft zu geben,  
Bleibt im Dunkeln unerfahren,  
Mag von Tag zu Tage leben.”

Okay, dann musste ich wohl jemand weniger Verrückten fragen.

In der nächsten Reihe befand sich niemand, dafür aber in der übernächsten. Ein etwas älterer Mann saß an einem kleinen Tisch zwischen den Regalen und war gleichfalls in ein Buch vertieft.

Ich tippte seine Schulter an, wartete nicht auf seine Antwort und fing gleich an zu reden: “Entschuldigen Sie die Störung, aber ich bin etwas verloren. Äh...Ich habe mich verloren. Ich weiß nicht recht, wer ich bin, noch wo wir sind. Könnten Sie mir bitte helfen?”

Der Mann gab keinen Laut von sich. Ich wartete. Schließlich sprach er:

“Er hatte versucht, anständig über die Runden zu kommen, doch das Leben hatte ihn immer wieder zertreten, als wäre er ein ekelerregendes Insekt.”

Ich tippte ihn noch intensiver an seiner Schulter an.

“Bitte helfen Sie mir. Schauen Sie einfach von Ihrem Buch auf! Sie können doch auch ohne Ihr Buch sprechen!” Da durchlief mich ein Schauer. Das war es wohl.

Ich flüchtete zum nächsten Lesenden, einem Mädchen, vielleicht um die 12 oder 13 Jahre alt. “Hallo? Hallo! Sag was, irgendwas!”

“Du kommst also auch vom Himmel! Von welchem Planeten stammst du denn?” Ohne überhaupt über die Logik meiner Antwort nachzudenken, schrie ich: “ERDE! ERDE!”

Sie starrte mich bloß mit großen Augen an und widmete sich wieder ihrem Buch.

Genervt und verzweifelt setzte ich mich an einen Tisch außerhalb von all den merkwürdigen Personen. Sie konnten mir also nicht weiterhelfen.

Auf dem kleinen Holztisch lagen zwei dicke Bücher. Ich nahm mir eins vor, setzte mich und schlug es vorsichtig auf. Ich wollte den ersten Satz lesen, da passierte es. Meine Finger wurden taub. Ich konnte sie plötzlich nicht mehr fühlen! Die Wörter vor mir fingen an zu tanzen. Ich versuchte, einige Wörter mit den Augen aufzufangen, doch schon nach ein paar Buchstaben verlor ich sie. Alles begann sich zu drehen. Mein Kopf schien immer schwerer zu werden. Nach links und rechts schwenkte sich der Schädel.

Ein Piepen, wie das eines Tinnituses, meldete sich in meinen Ohren. Ich heulte auf, konnte meinen Ruf aber gar nicht hören. Mein gesamter Körper wurde gezogen und gezerrt. Es tat so furchtbar weh! Wie von einem Staubsauger wurde ich eingesogen. Blinzeln und benommen tastete ich die Umgebung ab, bis meine Finger eine Tür mit einer Einkerbung erfühlten. Ein Symbol, das mir bekannt vorkam und auch wieder nicht. Ein anderer Weg schien sich mir nicht zu bieten. Ich öffnete die Tür und trat hindurch, neugierig, was mich dort erwartete.





Plötzlich stand ich auf einer Wiese mit lauter Blumen, deren Aussehen ich zu keinen der mir bekannten zuordnen konnte. Es war eine Lichtung, links und rechts davon wuchs ein Wald mit Bäumen so groß wie Wolkenkratzer. Weiter hinten sah ich einen kleinen Teich. Über ihn führte eine Brücke, und direkt davor stand eine Bank. Es sah so aus, als wenn ich mich hier hinsetzen und endlich mal entspannen könnte.

„Versteck dich!“, drang es plötzlich von rechts mit einem eher leisen Stimmchen. Ich wusste zwar nicht, warum ich mich verstecken sollte und wer mich dazu aufforderte, aber meine Erfahrungen hatten mich gelehrt, dass ich es einfach tun musste. Ich schaute kurz nach rechts, um vielleicht einen Blick auf das oder denjenigen zu bekommen, der das zu mir sagte. Doch ich konnte nichts erkennen.

Dann rannte ich in Richtung des Waldes. Hinter mir begann plötzlich extrem lautes Schnaufen und Keuchen. Ich konnte nicht ausmachen, wie weit es von mir entfernt war, aber es klang nicht besonders freundlich und sehr groß, eher wie ein wildgewordener Pitbull, den man darauf abgerichtet hatte, zu töten. Eigentlich mochte ich Pitbulls, uneigentlich auch. Eher weniger mochte ich die Menschen, die die Kraft der Tiere ausnutzten, um sie zu ultimativen Killermaschinen zu machen. Und während ich darüber nachdachte, wie ich eben diese Menschen für ihr Vergehen bestrafen könnte, rannte ich weiter Richtung Wald. Mit rasender Geschwindigkeit kam das wütende Schnaufen näher. Der Lautstärke zufolge musste es ziemlich nah hinter mir sein, was auch immer „Es“ war. Ich ließ mich fallen und schlitterte ins Gebüsch, in der Hoffnung, dass das, was mich da verfolgte, zu dumm war, mich zu finden. Wobei ich das tatsächlich eher weniger glaubte, aber ein bisschen Hoffnung und Mut muss man sich ja doch zusprechen. Als ich meinen Kopf dann leicht aus dem Gebüsch hob, sah ich, wie dieses riesige Ding direkt auf mich zu raste. Doch dann blieb es stehen. Es schnüffelte ein wenig am Rand meines Verstecks, drehte sich um und rannte wieder in die Richtung, aus der es gekommen war. Wäre ich nur ein paar Sekunden langsamer gewesen, hätte es mich wahrscheinlich erwischt. Und es war so groß, wie es sich anhörte, mindestens doppelt so groß wie ein Elefant. Es sah ein bisschen aus wie eine übergroße Hyäne. Allerdings mit viel mächtigeren Pranken und noch größeren Klauen. Sein Maul hätte von einem Weißen Hai stammen können, so viele Zähne hatte es. Ein wenig erinnerte es mich auch an eine Englische Bulldogge, aber nur des vielen Sabbers wegen. Und der Schwanz hätte einer mutierten Ratte aus Tschernobyl gehören können.

Jedenfalls hatte ich solch ein Tier noch nie gesehen. Wo war ich hier und warum hatte dieses Ding nach mir gesucht?

„Du bist im Reich der dreiäugigen Katze. Und das, was dich eben verfolgt hat, war der Bandersnatch. Im Übrigen bist du nur davon gekommen, weil der Efeu deinen menschlichen Gestank, der ganz nebenbei ziemlich ekelerregend ist, überdeckt. Zumindest für ihn, ich kann dich immer noch riechen.“ Ein Schimpanse in kurzen Bermudashorts und schwarzem Tanktop saß neben mir und hielt sich die Nase zu. Und als wäre das nicht schon seltsam genug - das Viech hatte auch noch Flügel! Und ehe ich überhaupt glauben konnte, was ich da sah, geschweige denn irgendetwas fragen, packte der Affe mich unter den Armen und flog los. Über die Lichtung und über den Teich mit der kleine Brücke und der Bank. Als ich nach unten blickte, konnte ich meinen Augen kaum trauen. Da schwamm ein Orca. Er hatte auf seiner schwarzen Haut lauter kleine weiße Punkte, es sah aus, als würde man direkt in den Sternenhimmel schauen.

Wahnsinn. Doch ich hatte nicht besonders viel Zeit, mir dieses wunderschöne Tier noch genauer anzusehen, denn ich flog immer noch und das in einem Affenzahn. Welche Ironie. Trotzdem wusste ich immer noch nicht, wohin. Der Wald war riesig, wir flogen nun schon eine ganze Weile darüber. In der Ferne konnte ich eine Gebirgskette erkennen und weiterhin nichts als Wald. Gab es hier eigentlich auch noch etwas anderes?

„Hoffentlich bist du der Richtige! Vor 33 Monden war schon mal jemand da und der war es nicht. Ich darf mich nicht nochmal täuschen!“, unterbrach der Affe das Schweigen zwischen uns. Der Richtige?

“Wofür?“, fragte ich.

„Na, um den Jabberwocky zu erschlagen!“

“Den Sabber-was?”

„Jabberwocky. Eine Art Drache, nur nicht so hübsch. Er sieht eher aus wie ein magersüchtiger Salamander mit Flügeln. Und seine komischen Tentakelanswüchse am Kopf machen ihn auch nicht unbedingt attraktiv.“

So langsam hatte ich begriffen, dass dieser Ort nur außergewöhnlich funktionierte. Schimpansen können fliegen und in einem Teich schwimmt ein drei Tonnen schwerer Wal. Hatte ich irgendwas gespritzt bekommen? Vermutlich nicht. Hätte ich mitbekommen. Warum wollte dieses Bandersnatchding mich?

“Er will dich zur dreiäugigen Katze bringen, damit du an der Seite des Jabberwocky kämpfst, statt ihn zu töten und so die Herrschaft des Bösen weiterhin bestehen kann.”

“Und wo genau bringst du mich hin?”

„Zum Kamel der tausend Gesichter.“

“Gut zu wissen. Das hilft mir total.”, sagte ich.

„Ich glaube, ich habe mich schon wieder geirrt, du scheinst auch nicht der Richtige zu sein, wenn du nicht mal weißt, wer das Kamel der tausend Gesichter ist.“

Ich antwortete nicht darauf. Wir flogen auf ein Schloss zu. Es war riesig. Die Außenmauern bestanden aus weißem Marmor und Gold. Drei Türme ragten in den Himmel und es hatte ein riesiges Eingangstor. Der Traum einer jeden Prinzessin. Der Affe segelte auf die Allee zu, die zum Schloss führte und ließ mich ungefähr einen Meter über dem Boden fallen. Ich versuchte mich irgendwie abzufangen, doch ich fiel geradewegs auf die Schnauze. Während ich mich aufrappelte, landete er ganz sanft vor dem riesigen Tor und lachte nur laut. Sehr witzig. Er winkte mich zu sich. Ich lief in Richtung des Affen und des Tores, als dieses sich öffnete. Dahinter lag ein wunderschöner Garten mit

vielen Blumen, die ich schon auf der Lichtung gesehen hatte und zu Figuren geschnittenen Büschen. Am Tor angekommen, begrüßten mich zwei Pinguine mit Fliege.

„Ach, wieder einer, ...“, „... der den Jabberwocky erschlagen soll.“, ergänzten sich beide.

„Diesmal ist er der Richtige.“, erwiderte der Affe.

„Davon bin ich erst überzeugt, ...“, „... wenn ich es sehe.“ Die Pinguine schienen ihre Sätze immer gegenseitig zu vervollständigen. Ich schaute sie an und folgte dem Affen wortlos. Wir gingen durch eine Tür ins Schloss, danach durch hunderte Gänge und noch weitere Türen. So langsam konnte ich sie nicht mehr sehen, aber was hatte ich in einem Schloss erwartet. Schließlich blieben wir vor einem riesigen Saal stehen.

„Dort hinten sitzt das Kamel der tausend Gesichter, gehe nun zu ihm. Es wird dir sagen, ob du uns befreien wirst.“

Ich ging in diesen riesigen Saal, lief auf dem roten Teppich, vorbei an Säulen und Flamingos, ebenfalls mit Fliege, die schön aufgereiht nebeneinander standen. Am Ende des Saals stand ein Thron, auf dem ein Kamel mit einem Schleier vor dem Gesicht saß, die Beine überschlug und die Hände faltete. Ich blieb mit etwas Abstand davor stehen und wartete darauf, dass mir endlich mal jemand erklärte, warum gerade ich diesen „Sabberwocky“ erschlagen sollte, wer dieses komische Kamel war, was genau das hier für ein seltsamer Ort, und wer zum Teufel diese dreiäugige Katze war.

„Seit 104 Monden nun schon regiert die dreiäugige Katze das Wunderland und hat viel Leid und Unheil über uns gebracht. Und das kann nur geändert werden, indem der Richtige den Kopf des Jabberwockys abschlägt und einen Tropfen seines Blutes trinkt. Tritt vor und lass mich deine Brust sehen, ich will



wissen, ob du das Zeichen trägst.“ Ich ahnte bereits, welches Zeichen er meinte. Ich trat vor und zeigte es ihm.

„Ja er ist es. Er ist der Richtige. Er wird uns vom Leid befreien.“ Ich schaute zu meinen Füßen, um besser nachdenken zu können. Sollte ich dieses „Wunderland“ retten? Doch plötzlich erschien unter mir das Symbol mit der Hand, gleich darauf öffnete sich eine Falltür, und ich fiel hinab.





Nach wenigen Metern wurde ich von einem Netz aufgefangen. Ein kurzer Rundumcheck, ich hatte mich nicht verletzt. Doch ich hing in einem düsteren Verlies, zappelte wie ein Fisch im Netz, ringsumher Felswände, schwach lodernde Fackeln, keine Fenster. Aus dem Dunkel trat ein Mann hervor. Es war der Vater von Gott bzw. der Typ, der sich als solcher bezeichnet hatte.

„Vergiss das, was sie dir gerade gesagt haben! Du musst gar nichts retten, niemandem helfen. Alles gelogen.“

„Das klingt beruhigend“, antwortete ich. „Aber woher soll ich wissen, dass nicht du es bist, der hier lügt? Vater von Gott ...“

„Schlaues Bürschchen! Zugegeben, jemand, der sich Vater von Gott nennt, klingt nicht sehr vertrauenswürdig. Aber lass mich eins sagen: Das da vorhin auf dem Thron war ich nicht. Das war nur eine Nachbildung. Ich

selbst verwende diese Bezeichnung weniger, obwohl ich zugeben muss, dass es mir schmeichelt. Wie auch immer: Du hast die Wahl, ob du einem offensichtlich größenwahnsinnigen Spinner glaubst, oder einem fliegenden Affen, einem sprechenden Kamel oder Pinguinen.“

„Deine Argumente sind nur oberflächlich gesehen überzeugend“, erwiderte ich. „Zwar wirkt ein größenwahnsinniger Spinner immer noch realistischer als ein sprechendes Kamel. Da sich aber in meiner Situation beide als gleich real manifestieren, glaube ich vielleicht lieber einem wertneutralen Fabelwesen als jemandem, dem allein schon die Bezeichnung ‘Spinner’ eine gewisse Unglaubwürdigkeit verleiht.“

„Gut gekontert“, sagte der Spinner. „Aber bedenke, dass das sprechende Kamel ganz offensichtlich ein Fabelwesen ist, ich aber nur vielleicht ein Spinner bin, falls sich meine Worte als falsch erweisen sollten.“

„Du hast dich vorhin selbst als Spinner bezeichnet.“

„Das macht es noch komplizierter: Du traust meinen Worten nicht, glaubst mir aber sofort, dass ich ein Spinner bin?“

„Na gut, und was soll ich deiner Meinung nach tun?“

„Folge deinem Herzen. Begib dich ins Chaos und lass dich von deinem Instinkt leiten.“

„Und wenn mein Instinkt mir sagt, dass ich dem sprechenden Kamel glauben soll?“

„Glaubst du dem sprechenden Kamel?“

„Nein.“

„Na siehst du. Dann ist doch alles bestens, und ich kann mich wieder zurückziehen. Viel Erfolg noch!“ Während der Vater von Gott in der Dunkelheit verschwand, senkte sich das Netz auf den Boden, und ich kletterte heraus. Im matten Licht der Fackeln konnte ich die Umrisse einer Tür erkennen. Es war die einzige Tür im Raum, also ging ich hindurch.





Dunkelheit. Überall, wo ich hinschaute, war sie. Ich sah nichts, nicht einmal meine eigene Hand. Obwohl ich eigentlich ängstlich sein sollte, wusste ich instinktiv, dass mir hier keine Gefahr drohte. Hier war ich sicher, geborgen und augenscheinlich alleine. Und jetzt bemerkte ich auch, dass die Dunkelheit pulsierte in einem beruhigenden Rhythmus, der mich langsam, aber sicher schläfrig machte.

Als ich Schritte hörte, waren sie noch leise, aber ich hörte, dass sie sich schnell näherten und asynchron waren zum Rhythmus der mich umschließenden Dunkelheit. Jetzt sah ich, wer da rannte. Es war ein Mädchen, noch nicht sehr alt und es jagte einen pinken Ball!

Mit dem Gedanken, dem Mädchen helfen

zu wollen, stellte ich mich dem Ball in den Weg, sodass er zu meinen Füßen liegen blieb. Das Mädchen stand jetzt direkt vor mir und bückte sich, um den Ball aufzuheben. Den Moment nutze ich, um sie genauer zu mustern. Sie hatte schulterlanges, blondgelocktes Haar und einen Pony. Auffällig an ihr war, dass sie einen Kimono trug, der komplett in weiß gehalten war und durch einen grünen Obi gehalten wurde. Als ich meine Musterung abgeschlossen hatte, kriegte ich erst mit, dass sie mich die ganze Zeit mit ausdruckslosem Gesicht angesehen hatte.

“Wie unhöflich”, ließ sie ihre zarte Stimme erklingen. “Hat dir niemand beigebracht, dass man Leute nicht anstarrt?” Ich war sprachlos, obwohl sie so jung schien, strahlte sie eine Selbstgewissheit aus, die ich noch bei niemandem gesehen hatte. Was bei meinem fehlenden Gedächtnis kein Wunder war.

“Also, antwortest du noch, oder starrst du weiter?”

“Äh, tut mir leid, dass ich nicht gleich geantwortet habe. Ich wollte nicht starren, frage mich halt nur, wo ich bin und warum du hier so alleine bist...”, ließ ich mich zu einer Antwort hinreißen.

Stille. Das Mädchen fixierte mich einfach weiter, als wollte es sagen: ‘Wie kann man das nicht wissen?’ und ich, ich schwieg verlegen, schien ich doch so unwissend zu sein im Vergleich zu ihr.

“Du hast echt keine Ahnung, was? Na ja, was soll man auch von dir erwarten ...”

Schon wieder war ich sprachlos, schien sie eben noch gelangweilt, wirkte sie jetzt schon genervt, und doch glaubte ich, Trauer in ihrem Blick zu erkennen. “Wusstest du eigentlich,

dass jeder Mensch einen Traumspiegel hat, ob jung oder alt, hässlich oder schön, jeder hat einen ... Auch du." Langsam fing ich an zu zweifeln. 'Traumspiegel'? Ja, klar natürlich ... aber ... Was, wenn es stimmte, würde mein Spiegel meine Erinnerungen wieder bringen?

"Und ... wo finde ich meinen Spiegel?", fragte ich ziemlich kleinlaut.

"In dir selbst natürlich", kam ihre leicht hämische Antwort wie aus der Pistole geschossen.

"Und hier, hier sind alle Träume und Traumspiegel der Welt zu finden, auch deiner."

"Also kann ich ihn hier finden?"

"Ja, natürlich. Aber die Betonung liegt auf finden!"

Wieder so ein hämischer Unterton ... Langsam, aber sicher war ich drauf und dran, den Nerv zu verlieren. "Also würdest du mir helfen, meinen Spiegel zu finden?", fragte ich zaghaft.

"Aber natürlich gerne! Warum hast du nicht gleich gefragt?", antwortete sie mit zuckersüßer Stimme und lief los. Ich folgte ihr.

Wir waren jetzt schon eine ganze Weile gelaufen und langsam zweifelte ich, ob sie wirklich wusste, wo mein Spiegel war. "Hier ist er, dein Spiegel!", ließ sie fröhlich verlauten. Ich sah mir den Spiegel, der meiner sein sollte, genauer an. Er war schmucklos, hatte einen einfachen Holzrahmen, vermutlich Linde und sonst nichts.

"Und jetzt?", sprach ich meinen Gedanken laut aus.

"Was und jetzt? Hier ist dein Spiegel, du wolltest doch zu ihm, oder nicht?", fragte sie mit wissendem Blick.

"Ja schon, aber wie kann ich in ihn hineinschauen? Schließlich ist er ziemlich beschlagen!"

“Achsooo. Tja, das geht nicht.”

“Was?!”

“Wenn du dich so sehr erinnern willst, dann mach dich endlich auf die Suche und trödle hier nicht so rum!” Jetzt schrie sie mich an und komischerweise tauchte die Tür mit der Hand darauf neben meinem Spiegel auf.

“Und jetzt geh endlich! Du hast es doch versprochen ... “, hörte ich sie noch leise schluchzen, als ich schon durch die Tür durch war.



*Alf*



Plötzlich änderte sich erneut die Perspektive meiner Wahrnehmung. Ich sah mich durch die Tür kommen, als hätten meine Augen meinen Körper verlassen. So wie zuvor, nur dass ich es nun sofort bemerkte. Den Tod konnte das nicht bedeuten, denn der Mann, der so aussah wie ich, lag nicht leblos auf dem Boden. Er stand da und wirkte etwas überfordert und desorientiert - wie ich. Wer weiß, vielleicht hat es Vorteile, wenn man seinen Körper verlassen kann. Möglicherweise spüre ich dann keine Schmerzen? Doch als es mich kurz in der Schulter juckte und er sich daraufhin kratzte, wusste ich, dass mir dieser Vorteil nicht vergönnt war. Ich sah Paul, aber ich sah auch, was er sah. Und was er roch und fühlte. Und ich spürte seinen Schreck, als das Licht ausging.







Seine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit und er erkannte etwas großes Schwarzes, mitten im Raum. Es schlich sich immer näher an Paul heran. Er drückte seinen Körper gegen die Wand. Sie war aus Gestein und feucht, wie in einem Keller. Die schwarze Kreatur kam näher und näher, Paul fand keinen Ausweg. Er bewegte sich nach links. Die Kreatur verfolgte jede seiner Bewegungen. Wo ist die nächste Tür? Paul schloss seine Augen. Er begann zu zittern und Panik machte sich in ihm breit. Als er seine Augen wieder öffnete, stand die Kreatur fast vor ihm. Sie setzte zum Sprung an.

Gleich, so dachte Paul, würde er zerfetzt werden. Wieder schloss er seine Augen und verabschiedete sich innerlich von allem. Doch es geschah nichts. Vorsichtig blinzelte er und

fiel sogleich nach hinten. Licht breitete sich im Raum aus. Tatsächlich befand Paul sich in einem Keller. Die mysteriöse Kreatur lag am Boden, über ihr prangte ein Glaskäfig. Paul stand auf, ging näher heran und musterte das menschlich aussehende Wesen. „Paul!“, wurde er plötzlich gerufen. Er blickte sich verwirrt um, doch er sah nichts. „Hier!“ Er drehte sich wieder zurück zum Käfig. Was er sah, schockierte ihn. In dem Käfig lag eine ihm bekannt aussehende Frau.

„Paul, erkennst du mich nicht?“, sagte sie traurig.

„Nein“, antwortete er kühl.

„Ich bin’s! Deine Mutter!“ Seine Augen weiteten sich.

„Mama?“ Sie nickte. „Aber du warst doch ...“ Paul stoppte und schluckte schwer. „... tot“, beendete er den Satz.

„Ich wurde gefangen gehalten!“, beschwerte sie sich. „Als du und Marc gespielt habt, kamen sie und haben mich mitgenommen!“ Sie sah Paul traurig an. „Du musst schnellstmöglich verschwinden!“

Etwas störte Paul, aber er wusste nicht, was. Etwa, dass er seine eigene Mutter nicht erkannte oder etwa ...?

„Nimm mich mit, Paul, lass mich frei!“, forderte sie dann und blinzelte ihm zu. Da fiel es Paul wieder ein. „Du bist nicht meine Mutter!“, sagte er fest und ging einige Schritte vom Käfig weg.

„Aber ... aber Paul ...“ Ihre Miene verdunkelte sich.

„Erstens haben wir Mutters Leiche gefunden und zweitens hatte ich nie einen Freund, der Marc hieß!“, schrie Paul wütend. „Was fällt dir ein, dich als meine Mutter auszugeben?“ Er ging noch weiter weg vom Käfig.

„Mist“, murmelte die Kreatur.

Paul suchte panisch die Wände nach der Tür ab.

„Paul!“, wurde nun wütend gerufen. Er sah wieder zum Käfig. Die Kreatur riss ihr Maul wütend auf und Paul erkannte viele spitze Zähne. „Du Narr!“, zeterte sie und begann nach und nach, ihren Körper zu verändern. Es klopfte gegen die Scheiben des Käfigs. Das Glas begann zu reißen. Vor lauter Schreck fiel Paul zu Boden. Wo war bloß die verdammte, nächste Tür? Er wollte wieder aufstehen, als er auf dem Boden des Kellers das Symbol entdeckte. Er suchte den Boden nach einem Knauf oder ähnlichem ab, doch er fand nichts. Eventuell half, darauf herumspringen oder so ... Paul probierte es sofort aus, doch als er auf sein Symbol trat, ging der Boden unter ihm auf. Es handelte sich um eine Falltür.





Der neue Raum war ziemlich mickrig riesig. Er hatte viele Fenster, also gar keine. Die hohe Decke war ihm zu nah. Im Prinzip war das alles richtig und falsch zugleich.

Es war nämlich schwarz. Alles war schwarz.

Mit ausgestreckten Armen und spähendem Blick drehte er sich im Kreis, bis ihm schwindlig wurde und er stehen blieb. Es gab einen dumpfen Ton, als er seine Arme mutlos fallen ließ und sie gegen seine Seite klatschten.

Auch das noch. War er denn noch nicht gestraft genug?

Er sah noch nicht einmal seine Hand, die er jetzt so nah vor Augen hatte, dass er seine Nase leicht eindrückte.

So. Ein. Mist. Kacke. Dreck.

Ihm war zum Schreien zumute, aber er traute sich nicht. Er befürchtete, dass die Schwärze den Schrei einfach schlucken würde, ihm den Ton

verweigern, nach dem Augenlicht auch den Ohrengesang rauben könnte.

War er vielleicht einfach blind geworden, als er die Tür durchschritten hatte? Oder war es wirklich nur die vollkommene Schwärze, die ihn umfing?

Er schrie.

Er hörte einen Schrei.

Er hörte sich selbst schreien.

Er konnte noch hören!

Gut. Ob er jetzt blind oder einfach in einem lichtlosen Raum war, wurde damit aber nicht geklärt. Weil er es bescheuert fand, sich wie ein trotziges Kind auf den Boden zu setzen und sein weiteres Schicksal einfach abzuwarten, streckte er seine Arme aus, die Handflächen nach vorne, und lief langsam wie ein Untoter watschelnd los. Wenn die Dunkelheit an ihm lag, würde er irgendein ertastbares Objekt finden. Wenn sie nicht an ihm lag, würde er andererseits vielleicht auch ein Objekt finden. Ach, das war doch einfach zum Heulen.

Völlig unsichtbar für sich und wahrscheinlich auch jeden anderen reckte er trotzig das Kinn hoch. Er würde schon irgendwie hier rausfinden. Und vor allem würde er nicht blind sein. Das ging doch gar nicht, einfach so erblinden ... andererseits: laut logischem Denken ging diese ganze Türdurchschreiterei auch nicht. Verdammt.

Er blieb abrupt stehen. Seine Handflächen lagen an einer kalten, geraden Fläche. Als er seine Finger darüber zog, quietschte es leise. Glas? Vorsichtig trat er näher, tastete weiter umher und schloss intuitiv die Augen, um nachzudenken, während er das Objekt zu erfühlen versuchte. Und dann war es plötzlich hell. Gleißend hell, so als ob er auf eine Glühbirne gestarrt hätte,

die jemand plötzlich und ohne Vorwarnung angeschaltet hatte. Weiße und schwarze Punkte tanzten vor seinen Augen, und das, obwohl er sie noch immer geschlossen hatte. Das ging doch gar nicht ...?

Langsam gewöhnte er sich an die Helligkeit, er schirmte seine Augen ab und öffnete sie vorsichtig, spreizte dann langsam die Finger und ließ immer mehr Licht auf sein Gesicht, bis er die Hände schließlich sinken ließ und sich umsaß. Hinter ihm war nichts außer Weiße.

Von Schwarz auf Weiß, na geil. Gab's auch noch Grau irgendwo? Er grinste bei seinem lahmen Versuch, die Situation zu bessern. Dann atmete er tief durch und sah wieder nach vorn: Ein Spiegel. Oh. Nein. Er hatte genug. Genug von alledem, von sich selbst gewissermaßen, er fühlte sich plötzlich unglaublich müde und begann auf den Boden zu starren, kniff die Augen zusammen und zählte laut bis zehn, immer lauter, bis er schließlich brüllte. Ruckartig sah er wieder auf.

Ein Spiegel.

Er schrie. Dann schlug er voller Wucht mit beiden Fäusten zu. Wieder ein dumpfer Ton, aber anders. Als er jetzt aufsaß, fiel es ihm erst auf. Da war vorher kein Abbild gewesen, nicht einmal eine Silhouette. Ihm lief ein Schauer über den Rücken, als er das realisierte. Aber noch schlimmer war: nun sah er etwas. Aber nicht das, was ein Spiegel zeigen sollte.

Er sah sich.

Aber von hinten.

Mit einem Ruck wandte er sich um. Da war jetzt auch ein Spiegel. Einer, der ihn auch von hinten zeigte. Überall um ihn herum waren sie jetzt, so als ob sie ihn langsam umzingelt hätten.

Er blickte sich panisch um. Er war da überall, aber nirgendwo

sah er sein Gesicht, nur immer seinen Hinterkopf.

DAS. GING. DOCH. NICHT!

Spiegel sollten spiegeln, wenigstens einer müsste ihm sein Gesicht zeigen, wenigstens Einer! Und dann rannte er einfach los. Immer wieder stieß er mit der Schulter an irgendeinen Holzrahmen irgendeines Spiegels. Sie sahen alle gleich aus, alle etwas höher und breiter als er, alle mit einem schlichten, dunklen Holzrahmen, alle einfach viereckig. Und in ihnen allen sah er sich selbst. Sah er sich selbst wegrennen. So als ob er sich selbst zusehen konnte, als ob er vor sich selbst wegrannte. Spiegel, die ihm alle vermittelten: Da sieht dich jemand. Oder auch: Du beobachtetest dich selbst. Egal, wie er lief, er sah nie sein Gesicht.

Stimmengewirr drang an sein Ohr, Gebrabbel. Er rannte einfach daraufhin zu.

„Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“

„Tick, Tack, Tick, Tack ...“

Sein Schritt wurde langsamer, er joggte jetzt nur noch. Was sollte das? Es war nur Gebrabbel, sich wiederholende Sätze verschiedenster Stimmen.

„Ich will diese Dalmatiner!“

„Aber dieses Mal ist dein Vater nicht hier, um dich zu beschützen ...“

Die Stimmen waren nah, aber er sah niemanden. Dann bewegte sich etwas in seinem Augenwinkel, er wirbelte herum und sah wieder seinen Rücken.

Nur dass jemand um ihn herumlief. Nur dort im Spiegel. Er wirbelte umher und plötzlich war in jedem Spiegel jemand, der ihn umkreiste.

„Jeder war eingeladen, nur ich nicht ...“

„Ihre Stimme für menschliche Beine.“

Auch wenn er nicht sehr bewandert in dem Thema war, erkannte er sie. Die böse Königin, Captain Hook, Cruella De Ville, Scar, Maleficent, Ursula und es wurden stetig mehr Stimmen. Mehr dunkle Silhouetten dieser erdachten Bösewichte, die ihn in den Spiegeln umkreisten, ohne ihn dabei zu beachten. Sie schienen ihre Sätze wie ein Mantra zu wiederholen. Er blieb vor einem Spiegel mit der Silhouette von Dschafar stehen. Es dauerte nur ein paar Sekunden und plötzlich wurde dessen Stimme lauter, ehe alle verstummten und er stehen blieb. Paul wollte nicht wissen, was passieren würde. Er wollte nur weg, verdammter Mist, was war das für ein kranker Sch ...?!

Er rannte wieder los. Dieses Mal stoppte er nicht, versuchte die Stimmen auszublenden. Es wurden immer mehr. Und sie waren überall. Sie kreisten ihn ein, versuchten ihn für sich zu gewinnen, obwohl sie ihren Ausdruck nicht änderten. Er schrie, versuchte sie alle zu übertönen, sie wegzubrüllen. Und dann rannte er auf einen Spiegel zu, holte aus und schlug mit aller Kraft zu.

„GEHT WEG!“

Ein Ton wie ein Glitzern ertönte. Alle Spiegel um ihn herum zerfielen so sanft, als ob Sand rieselte, ein glockenhelles Klirren umfing ihn. Mit dem rieselnden Glas verschwamm alles um ihn herum, er rieb sich die Augen, dann kniff er sie zusammen und hielt sich die Ohren zu, weil er den Ton nicht mehr ertrug, einfach nichts mehr ertrug. Und dann war es weg. Das rauschende Geräusch, das Gefühl, sich zu drehen, und als er aufblickte, auch die Spiegel, die völlige Weiße: alles war weg.

Im Prinzip konnte er einfach alles erwarten. Denn wer hätte schon erwartet, von Schwärze zu Weiße zu Baum zu kommen. Ja genau Baum. Er war in einem verdammten Wald gelandet! Und



so konnte er nur innerlich sehr laut seufzend, fast jammernd wiederholen:

War er denn nicht schon gestraft genug?

Oder sollte das alles ein verworrenes Belohnungssystem darstellen? Einen Test? Für was denn? Es wäre schön, bevor so etwas Abgedrehtes kommt, sich an etwas Normales erinnern zu können! Und zwar mehr als nur seinen Namen! Er stöhnte und lief einfach los, seine Arme schlackerten lustlos umher, langsam wünschte er sich, er hätte sich am Anfang doch wie ein trotziges Kind, das sein weiteres Schicksal einfach abwartet, auf den Boden gesetzt und gewartet. Aber er war nun einmal losgelaufen, mitten ins Dunkle, ins Helle, warum sollte er dann jetzt mitten vorm Grünem stoppen? Immerhin war endlich mal Farbe da und so abgedreht sah es hier gar nicht aus. Es war ein Wald, auf den ersten Blick vollständig mit Laubbäumen gefüllt, Moos über dem gesamten Boden, schummriges Licht drang durch die Baumkronen. Das wirkte zwar immer noch märchenhaft, mit einem Schaudern dachte er an die Silhouetten im Spiegel, aber es ging. Er hatte nur ganz leicht gephotshoppte Bilder gesehen, die genau das Gleiche gezeigt hatten. Und gephotshoppte Realität war ihm eindeutig lieber als Drogenträume.

Er erkannte, dass er auf eine Lichtung zulief, da es heller zu werden schien. Eine Lichtung im dichten Wald war atypisch. Vielleicht war es nur eine andere Form von rufenden Stimmen, erneut etwas, das ihn anlockte, vielleicht...

Und dann stand er am Rand der Lichtung.

Wie die Motte ins Licht.

Nur, dass er jetzt erkannte, dass er wohl nicht von der Lichtung angezogen worden war, sondern vielmehr von dem, was sich inmitten dieser befand: einem riesigen Baum.

Er überragte alle anderen, seine Krone setzte ein gutes Stück über den anderen ein, weshalb sein Stamm vom Licht umrahmt war. Er sah sich um. Er war allein, doch diesem Eindruck traute er nicht. Dann lief er auf den Stamm zu. Einfach so. Als ob er sich nicht dagegen wehren konnte. Aber um ehrlich zu sein, wollte er das auch gar nicht mehr. Je schneller er sich allem hingab, umso schneller war es hoffentlich zu Ende. Egal, wie dieses Ende aussehen mochte.

Er legte seine Hand an die dicke Rinde, erfuhr sie mit geschlossenen Augen und lächelte. Endlich keine glatte, makellose Oberfläche, sondern etwas Echtes, Individuelles. Dann sah er den Stamm hinauf, griff einen der kahlen unteren Äste und tat einfach das, was er eh früher oder später wohl getan hätte: er begann zu klettern. Es tat gut, nach dem ganzen Laufen seine Arme anzustrengen, sich seinen Weg in die Vertikale langsam zu ersuchen, genau zu sehen, was er erwartete. Und dann begann etwas, was ihn nicht wirklich überraschte: Ein leises Flüstern.

„Sag nicht ‚Auf Wiedersehen‘, weil Wiedersehen bedeutet, weggehen – und weggehen bedeutet, zu vergessen.“

Es war betonter, mit kleinen Pausen, nicht so wie die Mantren, die ihm eben fast den Verstand geraubt hätten. Er kannte das Zitat nicht. Leicht schnaufend zog er sich auf den ersten Ast, der Blätter trug und auch stark genug aussah, ihn zu halten. Dann blickte er über den Wald, die Äste über sich entlang und schließlich auf den Ast, auf dem er saß. Eine Silhouette. Aber sie war nicht grau-schwarz, wie es die anderen gewesen waren. Sie war aus blauen und grünen Flecken, die ineinander verschwammen. Und dann wusste er, woher das Zitat war, wessen Stimme das war: Peter Pan. Er wippte mit den Füßen und neigte den Kopf, während er sprach, mal trauriger, mal fröhlicher, mal lauter,

dann leiser, einfach so und dann wieder vorsichtig. Aber statt diesen Anblick zu genießen, kletterte Paul schnell weiter. Peter Pan. Eine Figur, die bestimmt tausende Kinder total toll fanden, sein wollten wie er. In ihm löste sie Angst aus. Peter Pan ... er stand für den Tod.

Er holte die verstorbenen Kinder in sein Nimmerland, dort, wo sie nie altern würden. Weil der Tod sie geholt hatte.

Das Symbol der ewigen Jugend war das Symbol des Todes.

Je weiter er kletterte, umso mehr Stimmen nahm er wahr. Aber sie summten alle Lieder, sagten selten wirklich etwas in Worten. Er kletterte an diversen von ihnen einfach vorbei: Schneewittchen, Dornröschen, Simba, Aladdin, Hercules, Arielle, Rapunzel und und und ...

Es war jetzt nicht wirklich schwer zu erkennen, dass er von dem gespiegelten Bösen zum still summenden Guten gekommen war. Welche verdrehte Symbolik das jetzt wieder war. Nach einiger Zeit verließen ihn aber wieder die Kräfte, er zwang sich weiter zu klettern, bis das Summen wieder relativ leise, die Gutmenschen hoffentlich weit genug weg waren, ehe er sich auf einen breiten Ast setzte und den Rücken an die Rinde schmiegte. Selbst am verdammten hölzernen Pinocchio war er vorbei gekommen. Auf einem Baum. Er musste grinsen bei dem Gedanken und schloss die Augen.

„Wie heißt der Baum, der die Zweige breitet über alle Länder? Niemand weiß, aus welchen Wurzeln er wächst.“

Vor Schreck wäre er fast vom Ast gerutscht. Er riss die Augen auf und sah sich um. Er war das nicht gewesen. Er hatte das nicht gesagt. Aber es war seine verdammte Stimme gewesen, die er gehört hatte. Panik stieg in ihm auf. Was kam jetzt wieder? Er wusste nicht einmal, über was für einen bescheuerten Baum

jetzt wieder gesprochen wurde! Niemand war da. Das Summen war weg. Alles war still. Er musste hier weg. Aber runterklettern ging schlecht und würde ihn nicht weiterbringen, vermutete er. Also weiter. Einfach weiter, weiter, weiter. Er stand auf, drehte sich zum Stamm um und wollte gerade losklettern, da fiel es ihm ins Auge.

Ein Kreuz.

Ein verdammtes Kreuz mitten in der Rinde, mit perfekten Winkeln, geraden Linien. Er achtete nicht darauf, es reichte. ES. REICHTE.

Auch als er einen Dreizack mit seinem Zeigefinger abdeckte, einen Davidstern mit dem Daumen streifte, bei einem Fisch und einem Ying-Yang-Zeichen Halt suchte, ja sogar, als er an einem gepunkteten Hakenkreuz vorbeikletterte, stoppte er nicht. Das waren alles Religionssymbole, ALLES. Aber wie hieß es so schön? ES REICHTE EINFACH NUR. Er wollte einfach nur noch die Krone erreichen, er hoffte einfach, dass es überhaupt eine Krone gab.

Er konnte nicht sagen, wie lange er geklettert war. Seine Hände waren blutig geschürft, seine Schuhsohlen sahen bestimmt nicht gut aus und er atmete heftig, das an ihm klebende Shirt zitterte bei jedem Atemzug.

Er.

War.

OBEN ...

Und er wusste immer noch nicht, welchen Baum er da selbst beschrieben hatte, gefühlte drei Kilometer weiter unten. Aber hey, das war egal, völlig egal.

Denn er war oben.

Und hier war nichts.

So rein gar nichts.

Frustriert schlug er die Fäuste gegen den nun recht dünnen Stamm. Einmal, zweimal, dreimal, Vier, Fünf, Sechs, Sieben, Acht...Blitz. Als hätte er eine höhere Macht beschworen, war plötzlich das laute Geräusch ertönt und der Himmel war wortwörtlich aufgerissen worden: Es regnete in Strömen, einfach so. Immer noch heftig atmend ließ er zu, dass der Regen ihn vollends durchnässte, er streckte das Gesicht mit geschlossenen Augen gen Himmel, drehte sich vorsichtig, sodass er den Rücken gegen den Stamm lehnte und atmete tief durch. Dann senkte er den Kopf, wartete.

Es donnerte.

Er öffnete die Augen.

Vor ihm war eine Tür mit einem Handsymbol.

Sie schien herbeigeregnet, der Regen schlug gegen den Rahmen, so, als ob er ihn sichtbar gemacht hätte.

Nein.

Nein, das war nicht der Regen gewesen...

„... Sondern ich.“, er streckte die Hand aus und drückte die Klinke herunter.

Dann ging er durch die Tür. Ohne Zögern. Ohne Nachdenken.





Der Raum dahinter war winzig, er wirkte eher wie ein Fahrstuhl. Plötzlich kehrte mein Bewusstsein in seinen (meinen) Körper zurück und ich sah wieder alles aus der gewohnten Perspektive. Doch es war noch mehr: Für einige Augenblicke verspürte ich eine ungeheure Klarheit, so als stünde ich kurz davor, diesen ganzen Zirkus zu begreifen. Das Gefühl war mir nicht unbekannt. Als ich durch die Luke ins Netz gefallen war und der Vater von Gott auftauchte, hatte es sich ähnlich angefühlt. Im Grunde war es eher so, als ob ich in allen anderen Stationen wie ein willenloses Objekt von fremden Mächten hin und her geschubst würde. Diese Hilflosigkeit war zwar immer noch da, denn ich wusste weder, wer ich bin, noch wohin die Reise geht. Ich hatte keine Ahnung, wer mir das antut, geschweige denn, wie ich dem Ganzen entrinnen konnte. Doch in diesem Augenblick hatte ich wenigstens den Eindruck, wirklich darüber nachdenken zu können. DAS war es: Ich war Herr über meine Gedanken. Es ist ein Unterschied, ob du nicht weitergehen kannst, weil dir eine riesige Mauer im Weg steht oder ob es dir nicht möglich ist, es zu WOLLEN! Viele Dinge, die ich in den vergangenen Stunden und Tagen getan hatte, schienen mir seltsam absurd. Meine sinnlose Flucht vor der Polizei führte doch ganz offensichtlich immer tiefer ins Verderben. Und nach unzähligen Maskeraden sollte ich doch all den

Monstern, verwirrten Omas, gruseligen Kindern, Symbolen an Türen und Vätern von Gott etwas routinierter gegenüberstehen, sollte es als gewolltes Verwirrspiel begreifen und nicht als unglückliche Verstrickung von Zufällen. Doch irgendwie verfiel ich jedes Mal in dieselbe Hilflosigkeit, war hin und her gerissen zwischen Leichtgläubigkeit und Selbstzweifel, betrat jeden Raum, als wäre er der erste und als hätte ich nichts dazu gelernt. Insofern hatte es schon eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Traum. Nur, dass ich noch nicht aufgewacht war. Trotzdem war es mir in dieser Sekunde bewusst: Was ich hier erlebte, war nicht real. Ich müsste nur den Vorhang hochheben, den EXIT-Knopf drücken und ich wäre frei! Sicherlich würde auch das nicht einfach sein. Ich würde suchen müssen. Aber ich allein würde entscheiden, wonach ich suche und es mir nicht von Trugbildern einreden lassen.

Doch leider hielt dieser Zustand nicht an. Kaum hatte ich begonnen, darüber nachzudenken, wonach ich suchen soll, erschien das Symbol an der Decke, eine Leiter stand bereit, ich kletterte hoch.





Vorsichtig entstieg ich einer alten, vermoderten, in Ranken und Wurzeln eingewachsenen Luke. Ich blinzelte überrascht, als das gleißende Sonnenlicht mich blendete. Langsam schloss ich die Augen und atmete zwei Mal tief durch, bevor ich sie erneut öffnete.

Alles war grün. Es zwitscherten Vögel, Bäume, Büsche und Blumen blühten, hier und da huschte ein Eichhörnchen vorbei. Ich lächelte schief und suchte nach dem Geräusch von rauschendem Wasser. Ich fand es nicht weit von meiner Position entfernt. Vielleicht sollte ich zu dem Fluss gehen? Wann hatte ich eigentlich das letzte Mal getrunken??? Keine Ahnung. Meine Gedanken wurden unterbrochen, als wie aus dem Nichts ein junges Mädchen aus den Büschen hervorsprang.

„Glaubst du, du kannst dich so einfach davonschleichen, Paul? Für wen hältst du mich eigentlich?“

Das Mädchen lachte schallend auf und pflückte sich unauffällig einen Zweig aus dem Haar. Mir war augenblicklich bewusst, dass das Mädchen jünger war als ich ... und dass ich sie kannte. Sie kam mir vertraut vor. So vertraut wie kaum jemand und doch anders. War ich in sie verliebt? Ich musterte die Kleine. Ihr Haar hatte dieselbe Farbe wie meines, auch ihre Nase glich der meinen. Nein, niemals war ich in diese Kleine verliebt. Nein, das konnte nicht sein. Es fühlte sich falsch an. Die Kleine griff nach meiner Hand und begann bestimmt, mich durch das Unterholz zu ziehen. Ein warmes Lächeln lag auf



ihren Lippen und sie strahlte einen gewissen Trotz aus.

„Du hast keine Ahnung wer ich bin, Paul. Nicht wahr?“

„Wer bist du?“

Die Kleine grinste frech. „Natalia. Du kennst mich gut. Früher hast du immer auf mich aufgepasst. In diesem Wald hast du mit mir immer Verstecken gespielt. Du hast immer behauptet, du müsstest zur Abwechslung auch mal raus aus dem ganzen Großstadtmief.“

Ein zufriedenes Lächeln legte sich auf die Lippen des kleinen Mädchens.

„Ich bin froh, dass du endlich gekommen bist, um dich zu verabschieden. Ich habe das Warten langsam satt. Ich weiß gar nicht mehr, wie lange ich hier schon ausharre.“

Überrascht starrte ich sie an. „Du hast auf mich gewartet? Wo sind wir hier? Was ist passiert? Was zur Hölle hat es mit diesen Türen auf sich?“

Seufzend blieb das Mädchen stehen und sah mich mit mitleidigen Augen an. „Es wird besser mit der Zeit. Du brauchst noch einige Türen, bis du endlich akzeptieren kannst, was geschehen ist.“ Die Kleine zwinkerte mir freundlich zu. „Ich spreche da aus Erfahrung.“

Lächelnd deutete sie auf ihren Handrücken, auf welchen eben dieses Rechteck mit der Hand tätowiert war. Dasselbe Zeichen. In diesem Moment bemerkte ich erst, dass wir Hand in Hand mitten am Fluss standen und auf eine Tür starrten, welche eben dieses Zeichen trug.

„Ich will noch nicht gehen!“

„Das musst du aber, genauso wie ich von hier fortgehen muss. Im Gegensatz zu dir ist das hier jedoch für mich die letzte Tür, Bruder. Ich hab dich lieb, Bruderherz“, flüsterte die kleine Natalia, bevor sie ihre Hand um den Türknauf schloss und langsam die Tür öffnete. Ich folgte ihr.





Während ich mit der linken Hand die Tür schloss, hielt ich ihre Hand fest in meiner rechten. Zum ersten Mal war ich nicht alleine durch eine Tür gegangen. Das musste etwas bedeuten. Was auch passierte, ich würde ihre Hand nicht loslassen. Und sei es nur, um zu sehen, wozu das führte. Wir standen im Freien, hinter uns eine große Steinmauer, vor uns ein weites Tal. Die Sonne schien und es war angenehm warm. Sie schaute mich an, in ihrem Gesicht lag Glück und Frieden.

Plötzlich sprang der Vater von Gott aus einem Erdloch, zog unter seinem Gewand eine Phaserkanone hervor, hielt die Öffnung an ihre Brust und drückte ab.

Ein lautes Zischen durchschnitt die Luft, gleißendes Licht flackerte neben mir auf. Ich

fühlte, wie die Hand, die ich eben noch festgehalten hatte, zu Staub zerfiel.

Erst als keine Luft mehr in meinen Lungen war, hörte ich auf zu schreien. Mit dem Rücken zur Mauer stand ich da, die Augen weit aufgerissen. Natalia war verschwunden und der Vater von Gott stand breitbeinig vor mir, grinste und sagte: „So nicht, mein Lieber!“ Dann riss er die Tür wieder auf und beförderte mich mit einem Tritt auf die andere Seite.





Hinter mir fiel die Tür mit einem mächtigen Knall zu. Unsanft wurde ich, noch bevor ich erkennen konnte, wo ich war, von einem Mann zur Seite gestoßen.

„Aus dem Weg, Kerl, sei doch froh, dass du es geschafft hast!“

Er griff über mich und an mir vorbei, zog einen schweren Riegel vor die Tür. Praktisch im selben Moment, in dem der Riegel in seine Halterung schlug, begann es an die Tür zu hämmern. Doch statt Stimmen hörte man nur außerweltliche Laute, einem Knurren, Bellen, Zischen ähnlich, aber ins Groteske verzerrt.

„Alfernandos Zug zu mir – lasst nichts durch,

was durch diese Tür kommt!“, ertönte außerhalb meines Blickfeldes eine Stimme. Ich wandte mich dem Sprecher zu. Er trug eine silbern schimmernde Rüstung, einen weinroten Umhang, unter seinem Arm einen ebenfalls silbernen Helm und offensichtlich hier die Verantwortung. Ich hatte keine Ahnung, wo ich hier war, aber er erschien mir als vielversprechende Adresse, um zu erfahren, was hier vorging und wie meine Rolle dabei aussah.

Wie mir jetzt auch auffiel, trugen alle Männer in diesem Raum – einem schmalen Korridor, der von der Tür wegführte und weder Fenster noch andere Türen hatte – Rüstungen, Kettenhemden und weinrote Umhänge. Auch wenn keiner der anderen an die Qualität des Anführers herankam. Der Großteil dieser Männer hastete jetzt zu der Tür, durch die ich eben gekommen war und begann damit, sie mit Holzbalken zu verstärken.

„Verzeihung ... Herr?“, wandte ich mich an den charismatischen Mann.

„Ah, Mylord Paul, gut, dass Ihr es noch geschafft habt!“, antwortete der Mann, mit mir offensichtlich bestens vertraut, während er mir zunickte. „Verzeiht bitte unserem Soldaten Phillip, nicht jeder geht so entspannt mit dem Bevorstehenden um wie Ihr“, fügte er hinzu, bevor er seinen Blick wieder auf seine Männer richtete.

„Ich glaube nicht, dass Euch Ritter Seregar und seine Streiter noch durch diese Tür folgen werden“, sprach er mit Trauer und Bedauern in der Stimme, derweil die grauenhafte Kakophonie vom anderen Ende der Tür noch mehr anschwell. „Gute Männer, die wussten, was nötig ist und wann.“ Sein Blick kehrte zu mir zurück, Hoffnung und Entschlossenheit tragend. „Ich gedenke, ihnen demnächst wieder zu begegnen, aber Ihr, Mylord, müsst

weiter.“ Er deutete mit seiner Rechten den Korridor entlang. „Sir Lorentin war sich sicher, Ihr würdet noch kommen, er erwartet Euch dort.“ Langsam setzte ich mich in Bewegung, von der Situation zu überrumpelt, um groß Fragen zu stellen.

Ich trat durch einen Torbogen, der in eine Halle mündete. Mir gegenüber und doppelt mannshoch überhöht befand sich eine Plattform, die über zwei Treppen an den Wänden zu erreichen war. Ich wollte gerade in den Saal treten, als eine starke Hand mich an der Schulter packte.

„Wartet, Mylord Paul!“, sprach eine Stimme, deren kräftiger Klang der Stärke der zupackenden Hand entsprach. Ich drehte mich um und sah vier Männer – jene, die nicht geeilt waren, die Tür zu verstärken – hinter mir stehen. Einer von ihnen hatte mich gestoppt.

„Sir Lorentin hat den ganzen Saal mit Fallen gespickt, er wird uns einen sicheren Pfad aufzeigen müssen.“ Ich blickte wieder in den Saal. Fallen? Ich wäre einfach hineingegangen. Außerdem, warum redeten diese Männer mich wie einen hochstehenden Adligen an?

„Habt Dank“ zwang ich meine Stimme zu antworten.

„Öhm ... könntet Ihr vielleicht ... Sir Lorentin rufen?“

Der Mann grinste bloß, löste ein Horn von seinem Gürtel und blies dann kräftig hinein. Ein tiefer Ton schwoll an und fiel wieder, sein Echo klang vom anderen Ende der Halle zu uns zurück. Ein Kopf erschien auf der Plattform und ich sah, wie die dazugehörige Person ihre Hände als Trichter an den Mund legte. „Ich schicke die Jungen!“

Eine Pause folgte. „Sie werden Euch führen.“ Parallel zu seinen Worten waren zwei Jungen auf der linken Treppe erschienen. Langsam und bedächtig, beide Arme nach vorne gestreckt,

schritten sie durch die Halle auf uns zu.

Hinter uns schwoll der Lärm an, um plötzlich und unerwartet in einem gigantischen Krachen zu kulminieren. Etwas Schweres war gegen die Pforte geschlagen. „Standhaft, Männer!“, trug die Stimme die Worte des silbernen Ritters zu uns.

Die Kinder taten einen Schritt. Wieder erbebt die Pforte unter der Gewalt des Ansturms. Wie in einem Musikstück wurde jeder Halbmeter, den die beiden uns näher kamen, mit einem gewaltigen Paukenschlag begleitet. Genau, beschloss mein Unterbewusstsein. Das hier war gar nicht real. Das war ein Film. Überhaupt war das alles hier unwirklich. Ich stolperte durch eine Tür an einen völlig fremden Ort und alles, was ich wusste, war, dass ich ‚weiter‘ musste, ohne zu wissen, wo dieses ‚weiter‘ war oder mich hinführte.

BUMM.

Die Kinder waren noch etwa vier Meter entfernt.

BUMM.

„Sie brechen durch!“ Panik in der Stimme eines Soldaten.

War es Phillip?

BUMM.

„Ruhig bleiben, Angst ist ihre stärkste Waffe!“ Der Silberne, ob er jetzt wohl seinen Helm auf hatte?

BUMM.

Noch zweieinhalb Meter.

BUMM.

Mit einem schrecklichen Splittern gab die Tür der entfesselten Urgewalt nach. Ungedämpft drang der Chor des Terrors nun an unsere Ohren, die panischen, angsterfüllten Schreie unserer Nachhut waren nur ein Akzent im Walzer des Untergangs.

Noch zwei Meter. Die Schritte der Kinder wurden jetzt nicht

mehr vom tiefen Bass des Ansturms begleitet, sondern von einer Sinfonie des Verderbens.

Uns blieb nichts, als zu warten, während hinter uns der Lärm der Schlacht mehr und mehr von der Stille des Todes verdrängt wurde.

Ein Meter. Ich konnte die Kinder praktisch berühren.

Das zweistimmige Lied vom Kampf des Silbernen und Alfernandos Zug erreichte seinen Höhepunkt, um der trostlosen, bedrückend einstimmigen Hymne der Vernichtung zu weichen.

Ich bemerkte, dass eine Träne auf meiner Wange stand. Merkwürdig. Ich hatte den Silbernen oder irgendeinen der anderen Männer nie gekannt, warum also weinte ich? War es das Wissen, der Nächste im Pfad dieser Lawine zu sein?

Die Kinder hatten die Arme immer noch vorgestreckt, blickten angestrengt auf den Boden und schienen etwas zu murmeln. Ein kalter Windstoß blies aus dem Korridor an uns vorbei wie eine lautlose Fanfare vor der Welle der Auslöschung, die uns bislang nur akustisch bekannt geworden war.

Einer der Jungen blickte auf. „Folgt uns, Lord Paul, der Weg ist frei.“

Ich setzte mich in Bewegung, als ich wiederum von dem Kräftigen zurückgehalten wurde, wenn auch diesmal nur von seiner Stimme.

„Wir bleiben zurück, Mylord Paul.“ Mein Entsetzen muss in meinen Augen gestanden haben, denn er lachte das letzte Lachen seines Lebens, schüttelte den Kopf und fing meinen Blick mit seinem.

„Ihr braucht einen Vorsprung. Wir werden dieser Vorsprung sein. Lebt wohl, Mylord Paul.“ Wie ein Mann drehten sich meine vier Begleiter um und stellten sich dem, was auch immer



auf sie zukam.

Ich stand wie vom Schlag getroffen, so dass einer der Jungen mich grob packte und in die Halle zog.

„Macht ihr Opfer nicht sinnlos, indem Ihr verweilt, Lord Paul, wir müssen weiter!“ Der zweite Junge war schon zwei Meter voraus, wo er plötzlich stehen blieb und die Arme hob.

„Wir haben die Fallen auf dem Weg durch die Halle hinter uns wieder aktiviert, Lord Paul, er muss sie erst wieder deaktivieren.“

„Warum habt Ihr das getan?“, fragte ich fassungslos.

Er legte den Kopf schief, seine Haltung drückte aus: ‚Ist das nicht offensichtlich?‘, aber er erklärte es trotzdem, während er sich umdrehte und selbst die Arme hob, um die Fallen hinter uns wieder zu aktivieren, wie ich vermutete.

„Wenn Sir Argenti nicht so lange ausgehalten hätte, wären wir in der Halle überrannt worden. Hätten wir die Fallen deaktiviert belassen, so wäre ein Pfad frei gewesen.“

Das leuchtete mir ein, machte die Situation für mich aber nicht weniger unbehaglich.

Wir schritten, alle paar Herzschläge einen Fuß vor den anderen setzend, durch die Halle. Hinter uns bereiteten die vier Recken die Zweitaufführung der Oper des Endes vor. Meine Beine wurden weich und mein Puls explodierte, als mir schlagartig und schmerzhaft bewusst wurde, dass wir gerade einmal drei Meter vom Hallenportal entfernt waren, als die Streicher den Beginn des Stücks verkündeten.

Würden wir immer noch alle paar MEINER Herzschläge einen Fuß vor den anderen setzen, würden wir jetzt rennen.

Vielleicht vier Meter zwischen uns und dem Portal. Mein Blickfeld verengte sich, die unendlich fern erscheinende Treppe war wie in goldenes Licht getaucht. Hinter uns erklang die

Todesarie eines der Vier, aber bevor sie sich vollends entfalten konnte, riss sie auch schon ab.

Noch drei Getreue hinter uns. Noch unfassbar viele Meter vor uns.

Ein neuer Klang reihte sich in die Musik ein: Das Dröhnen meines Blutes in meinen Ohren übernahm als Paukenwirbel die Ankündigung eines neuen Höhepunkts.

Vielleicht sechs Meter zwischen uns und dem Portal.

Ein weiterer Sänger setzte zu seinem Solo an, aber bevor er begonnen hatte, endete es. Feiner roter Sprühregen wehte, vom Wind aus dem Korridor getrieben, durch die Halle und über die Jungen und mich.

Ich erbrach mich zwischen meine Beine.

Meine Vorstellungskraft zeigte mir grauenhafte Bilder, wie die letzten zwei Streiter versuchten, das Portal zu blockieren, getränkt im Blut ihres wie auch immer jüngst verstorbenen Kameraden. Die brutale Aussichtslosigkeit der ganzen Situation drängte mich fast in die Bewusstlosigkeit, mein Magen wollte seinen Inhalt noch einmal loswerden. Aber da war nichts mehr.

Wann hatte ich überhaupt das letzte Mal gegessen?

Warum zur Hölle dachte ich JETZT darüber nach?

Warum war ich hier?

Sieben Meter zwischen uns und dem Portal.

Ein weiterer Recke fiel. Ich erfuhr davon nur durch den Jungen hinter mir, denn diesmal war es der Oper nicht einmal mehr eine Betonung wert.

Ich war mir sicher, der letzte Recke war der Kräftige. Ich hatte ihn nicht nach seinem Namen gefragt.

Schon acht Meter.

Plötzlich änderte sich etwas, die Geräusche bewegten sich

und die Schlussfolgerung führte dazu, dass mein Herz einen Schlag aussetzte. Ich blieb einfach stehen. Schließlich folgte ich beim Laufen meinem Puls.

Wiederum retteten mich die Jungs, als einer mir einen Stoß gab und mich so zwang, weiterzugehen. Licht, Rauch und der Lärm einer Explosion waren wohl eine ausgelöste Falle, die Druckwelle ließ mich taumeln. Der andere Junge fing mich.

Schon neun Meter.

Wir waren jetzt fast da, der Kräftige kämpfte immer noch.

Aber scheinbar konnte man allein das Portal nicht mehr halten. Armbrustbolzen, Pfeile und magische Geschosse flogen jetzt über uns hinweg, versuchten, die in die Halle strömende Flut zu verlangsamen.

Auf einmal hatten wir die Treppe erreicht.

Aber die Sicherheit war trügerisch, immer wieder loderte hinter uns die Fackel einer Falle auf oder spitze Stacheln fuhren aus dem Boden, um die Flut einzudämmen.

Über allem lag das Lied. Es verhieß das Ende, ohne Schnörkel, ohne Vorrede, ohne Gnade. Es war das materiell gewordene Nichts, das Ende aller Dinge.

Während immer noch Geschosse aller Art in die Halle hagelten, erreichten wir den obersten Treppenabsatz. Und hier drehte ich mich das erste Mal um. In der Halle tanzte die Apokalypse, man konnte es nicht anders beschreiben. Ich sah Wesen, die aussahen wie Tintenfische, denen Stacheln aus dem ganzen Leib sprossen, geflügelte Schrecken mit Stielaugen, die Säure auf die Männer auf der Plattform spuckten, geschuppte, schleimige Wesen, Schlangen gleich, aber mit kleinen Tentakeln an ihren langen Leibern, die versuchten, die Halle zu durchqueren.

Und ich sah den Kräftigen, beim Portal inmitten des Horrors

stehend, der sich just in diesem Moment einer Abscheulichkeit entledigte und als ob er mich gehnt hätte, zu mir umwandte und das Schwert zum Gruß – zum Abschied hob. Das Meer schloss sich um ihn. Der einzelne Schrei einer Banshee markierte sein Ende, das Crescendo des Liedes seinen Totengesang. Ohne Kraft in den Beinen fiel ich auf die Knie.

„Mylord Paul!“ Eine Stimme riss mich aus meinen düsteren, fatalistischen Gedanken. Ein Mann in einer weiten, bodenlangen Robe stand vor mir. Trauer und Begeisterung kämpften in seinem bärtigen Gesicht um die Vorherrschaft.

„Mylord, ich bin so froh, Euch zu sehen“, begann der Bärtige erneut. „Und gleichzeitig fürchte ich, dass Ihr mich zu spät erreicht habt. Seht.“

Er deutete über die Brüstung der Plattform. Die Flut der Endzeit füllte mittlerweile die gesamte Halle. Die Geschosse der Verteidiger konzentrierten sich jetzt auf die beiden Treppen, um das weitere Vordringen zu verlangsamen. Gleichzeitig sammelten sich zahllose Geschöpfe in der Mitte der Halle, wo sie eine lebendige Rampe aus ihren unheiligen Körpern bauten. Der bärtige Mann, von dem ich jetzt vermutete, dass es wohl Sir Lorentin sein musste, wandte sich plötzlich von mir weg und der Brüstung zu. Er hob die rechte Hand, während er mit der Linken in einen Beutel an seinem Gürtel griff. Er schien zu sich selbst zu murmeln, doch bevor ich ihn danach fragen konnte, was er tat, verschwanden auf einmal die beiden Treppen zur Plattform in zwei gigantischen Stichflammen. Die Helligkeit blendete mich und ich musste mich abwenden. Als es wieder dunkler wurde, wagte ich einen Blick. Statt der Treppen befanden sich nun zwei rußschwarze Flecken an den Wänden des Saales, auf dem Boden lagen einige wenige zuckende Leiber.

Eine wütende Welle schien durch die Masse zu gehen, doch die Emotion des Liedes veränderte sich nicht im Geringsten, es blieb das Ende, unvermeidlich, endgültig, nur um wenige Minuten aufgeschoben. Lorentin blickte mich wieder an, in seinen Augen sah ich dieselbe Erkenntnis. Er straffte die Schultern.

„Wir können sie hier nicht aufhalten, Mylord Paul. Wir werden Euch Zeit verschaffen. Geht weiter!“ Er deutete auf eine Tür. „Ich kann Euch vielleicht nicht mehr sagen, was Ihr wissen müsst, aber andere wissen mehr! Geht, geht!“

Ich wandte mich der Tür zu und ging einen Schritt. Ich zögerte. War es richtig, diese Menschen im Stich zu lassen? Wie lange dauerte meine Reise jetzt schon? Vielleicht SOLLTE sie hier enden? Lorentin sah mein Zögern und so sprach er zu meinem Rücken.

„Nein, Mylord. Dies ist nicht Euer Platz. Dies ist der Platz, an dem unsere Reise, unser Weg endet. Eurer geht hinter dieser Tür weiter. Geht weiter, unsere Hoffnung begleitet Euch. Solange, wie Ihr weiter geht, immer weiter, egal, was geschieht, war unser Opfer nicht umsonst.“

Mein Zögern endete. Ich ging weiter, ohne mich umzusehen, auf die Tür zu. Als ich die Hand auf den Knauf legte und zog, erklang hinter mir der Triumphschrei der Banshee. Die Lautstärke machte deutlich, dass sie auf der Plattform stand. Als hinter mir zum dritten Mal das Duett des Todestänzers angestimmt wurde, öffnete ich die Tür und warf sie noch im Hindurchgehen so fest es ging, hinter mir zu.





Meine Augen erahnten einen großen, dunklen Raum. Ich hörte meine Schritte über den knarrenden Holzboden schlendern. In der Dunkelheit kam es mir vor, als würde ich im Nichts stehen.

Plötzlich stolperte ich über eine Art Kiste. Ein "Huch" kam von mir, als sich der Raum auf einmal mit Licht erfüllte. Eine kleine Lampe hing von der Decke. "Was für ein merkwürdiger Raum", dachte ich. Es hingen so unendlich viele Bilder in diesem Zimmer. Es kam mir vor, als würde ich in einem Museum stehen.

Nur ein kleiner alter Schrank stand einsam in einer verstaubten Ecke. Ich runzelte die Stirn. Er erinnerte mich an eine Person oder an irgendetwas anderes, aber so sehr ich auch grübelte, ich kam einfach nicht drauf.

So vergingen einige Minuten. Ich sah mich noch einmal um. Als ich gerade aufgeben wollte, entdeckte ich ein Bild, das mir noch bekannter vorkam, als alles andere im Raum. "Hallo Paul, wie geht's dir so?" Ich fuhr erschrocken herum, doch niemand war zu sehen. Komisch, dachte ich und schaute mich noch einmal verdutzt um. "Hey Paul, Erinnerst du dich denn nicht mehr an mich?", fragte die ebenso verdutzte Stimme.

"Also ich äh, na ja ich ..." Ich hatte gerade keine gute Antwort auf Lager, also musterte ich die anderen Bilder.

"Paul?", fragte die Stimme.

"Wer ist da?", stotterte ich. Einen Moment lang war nur der Wind vor dem Fenster zu hören. Ich wusste zwar, dass irgendjemand oder irgendetwas in diesem Zimmer existierte und dass es auch irgendwo sein musste, aber ich sah nichts außer Bildern, dem Lichtschalter, der Lampe an der Decke und dem alten Holzschrank in der staubigen Ecke. "Hallo?", fragte ich noch einmal.

"Oh Paul, wie schön wäre es doch, wenn du dich zumindest an meine Stimme erinnern könntest", seufzte selbige. Verflixt noch mal, warum konnte ich mich denn nicht erinnern?

Als ich das nächste Bild anschaute, meinte die Stimme: "Paul, jetzt hör doch bitte auf, mich so komisch anzuschauen! Das hast du früher nie gemacht." Ich erschrak. Hatte das Gemälde etwa gerade mit mir geredet? Also nein, das ging nicht. Ich schaute mir das Bild noch einmal genauer an. Es erinnerte mich an zwei glückliche Jungen, die vergnügt auf einem Baum herumtollten, sich Witze erzählten und einfach nur Spaß hatten. Ich ließ einen Seufzer von mir.

"Und verstehst du jetzt ein wenig?" Ich konnte nicht antworten. Meine Stimme war wie weggeblieben, ich spürte eine Gänsehaut, die mir leicht den Rücken herunter krabbelte. Auf einmal hörte ich ein merkwürdiges Geräusch. Es war ein leises Knarren wie morsches Holz.

Ganz plötzlich löste sich das Gemälde. Ich trat schnell einen Schritt zurück, als das Bild auf meine Schuhe zusteuerte. "Ach du meine Güte, das gibts doch nicht!", rief ich in den Raum, von wo mein Ruf dröhnend in meine Ohren zurückkehrte. Was ich dort sah, konnte ich einfach nicht glauben. Ich starrte Löcher in den Boden und schüttelte verlegen den Kopf. Unter dem Gemälde lagen erstaunlicherweise Geldscheine. Zwei Hunderter, vier Fünziger und ein Fünfhunderter. Plötzlich ging das Licht aus und ... ach du liebes bisschen, nur noch der Mondschein drang durch das kleine Fenster. "Och ne! Das kann doch nicht wahr sein!", fluchte ich.

"Paul?", meldete sich die Stimme, die schon eine Zeit lang keinen Mucks mehr von sich gegeben hatte.

"Äh ja? Was ist?"

"Könntest du mich freundlicherweise wieder aufheben? Wenn du schon die Kohle nimmst", zischte mich die Stimme an.

"Würde ich ja gern, aber ich sehe nichts", erwiderte ich.

"Dann mach doch bitte das Licht an. Ganz einfach!" Stöhnend bewegte ich mich dort hin, wo ich den Lichtschalter gesehen hatte, als ich über diese ... "Au, verflixt noch mal!" Und schon wieder stand diese Kiste im Weg.

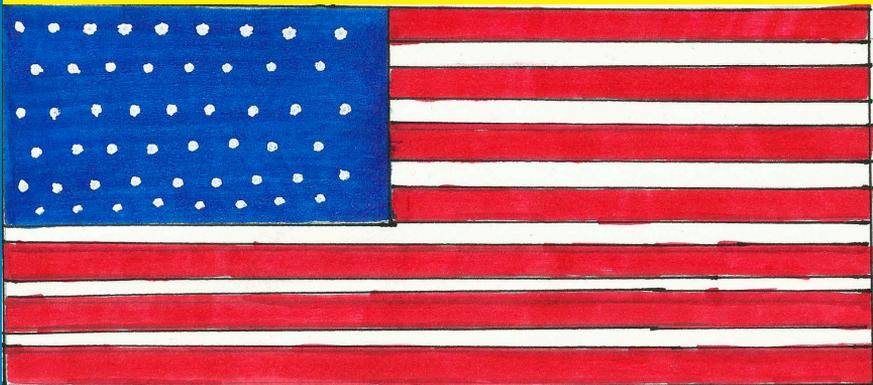
"Paul, geht's dir gut?", fragte zumindest EINE mitleidende Stimme.

"Ja klar." Ich stand wieder auf, knipste das Licht an und hob das Gemälde auf. Nun entsprach wieder alles seiner Ordnung, na ja so fast. Das Licht war zwar an, aber trotzdem sah ich einen flachen Mondschein ins Zimmer leuchten, aber nicht nur ins Zimmer, nein, auch auf eine Tür mit dem Symbol.

In dem Augenblick verließ mein Bewusstsein erneut meinen Körper und ich sah Paul nachdenklich im Raum stehen.







Ein Windstoß erfasste ihn und hob ihn auf die andere Seite der Tür. Als er sie schließen wollte, war sie nicht mehr da. Dafür sah er die Freiheitsstatue.

„Ich bin in New York!“, stellte er fest.

„Da hast du Recht“, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Zu dieser Stimme gehörte ein dicker Mann, der ein graues Hemd trug. Dieser ging dann aber weiter. Plötzlich tauchte das Symbol, welches auf der Tür zu sehen war, direkt vor ihm auf und bewegte sich in Richtung Freiheitsstatue. Paul lief ihm hinterher. Er rempelte mehrere Leute an, die sich mit „Hey“, „Ungezogener Bengel“ und ähnlichem beschwerten. Das machte ihm nichts aus, denn er wollte wissen, wo das Symbol ihn hinführen wollte. Nach seinen Erlebnissen in Paris war er gespannt, was New York zu bieten hatte. Da sprach ihn ein Mädchen von der Seite an. Es hatte schöne blonde Haare, graue, stürmische Augen und sah atemberaubend aus.

„Hey“, sagte es. „Folgst du auch diesem Symbol auf der Straße?“

„Woher weißt du das?“, fragte Paul.

„Weil ich ihm auch folge. Hast du nicht zugehört?“ Sie sah ihn an.  
„Ich heiße übrigens Annabeth.“

„Ich bin Paul“, stellte er sich ebenfalls vor.

„Wir müssen dem Zeichen folgen. Ich war schon in Paris ...“, sagte Annabeth, wurde aber von Paul unterbrochen.

„Hey, ich war auch in Paris!“

„Cool! Der Eiffelturm hat mich so fasziniert“, schwärmte sie. „Weißt du, ich liebe Architektur!“

„Ich hatte nicht so gute Erfahrungen mit dem Eiffelturm. Darüber will ich aber nicht reden“, erzählte Paul weiter.

„Dann will ich dich nicht weiter ausfragen. Wie bist du hergekommen?“

Die zwei lachten.

„Okay“, sagte Annabeth, „wollen wir zusammen dem Zeichen folgen?“

Paul nickte. Die zwei liefen weiter, immer weiter, bis sie vor der Freiheitstatue standen. Dann bog er so scharf ab, dass sie gegeneinander liefen.

„Was war denn das eben für 'ne Aktion?“, beschwerte Annabeth sich.

„Machst du mich grade dafür verantwortlich?“ Paul machte einen Schmollmund.

„Nein, nein!“ Annabeth hob die Hände. „Warum sollte ich?“

„Woher soll ich das denn wissen?“

„Beeilen wir uns lieber, denn das Zeichen ist schon ganz schön weit weg.“ Sie zeigte irgendwo ins Gewühl, und richtig, da leuchtete es, das Symbol.

Sie rannten ihm hinterher. Endlich hatten sie es eingeholt. Nach

fünf Gehminuten blieb es vor einem Haus stehen und verschwand.

„Wow!“, sagte Annabeth. „Die Bauart gefällt mir echt gut. Ein richtig schönes Fachwerkhaus.“

„Ich finde, es sieht unheimlich aus. Findest du nicht? Es sieht so ... geisterhaft aus“, fand Paul.

Annabeth schüttelte den Kopf. „Find ich gar nicht. Aber es ist Geschmackssache.“

„Na dann, lass uns reingehen“, sagte Paul.

So gingen sie in das Haus hinein.

Es war kalt. Der Hausflur war ursprünglich mal gelb gestrichen, doch der Putz blätterte nun ab. Der Boden war aus Stein.

Annabeths Gesicht zeigte, dass sie nun ganz Pauls Meinung war, was das Haus anging.

„Jetzt glaubst du mir, was?“

Sie bedachte ihn mit einem tödlichen Blick. „Nicht so vorlaut, mein Lieber.“

„Ja, ja. Schon gut“, gab er nach.

So gingen sie weiter. Plötzlich zuckte Annabeth zusammen. Rechts von ihr und Paul leuchtete wieder das Zeichen. Die Tür stand offen. Doch im Eingangsbereich schimmerten die Worte: Geht zur Freiheitsstatue!

„Dann werden wir es wohl tun ...“ Annabeths Augen starrten in die Ferne.

„Annabeth?“ Paul sah sie eindringlich an.

„Wir sollten nun zur Freiheitsstatue gehen, oder nicht?“, sagte Annabeth.

Paul nickte. Dann sagte er: „Und irgendwie weiß ich, dass wir uns beeilen sollten.“

Wie um dies zu unterstreichen, fauchte hinter der Tür, die wahrscheinlich zum Garten führte, ein Wesen, dem die beiden lieber nicht begegnen wollten.

„Beeil dich!“, rief Annabeth und dann brach das Monster durch die Tür.

Sie rannten so schnell sie konnten, rempelten Leute an, bahnten sich einen Weg zur Freiheitsstatue. Das Monster setzte zum Sprung an und Annabeth rief: „RUNTER!!!“ Gerade rechtzeitig, denn schon flog etwas über sie hinüber und ließ entsetzte Passanten auseinanderrennen. Manche fielen auf einmal einfach und ohne Vorwarnung um. Die zwei rannten in die Freiheitsstatue hinein, als ob sie Geister wären. Und dann geschah etwas, was sie nicht erwartet hätten: Sie drehten sich um sich selber und wurden selbst zu diesem Symbol.





Stille. In der Freiheitsstatue war es leer und dunkel. Nur das Symbol leuchtete schwach, während es mitten im Raum schwebte. Da öffnete sich ein Spalt in der Wand und der Vater von Gott trat herein.

„Oh Mann, hier ist aber gewaltig was aus dem Ruder gelaufen! Ich fürchte, da hilft nur ein vollständiger Reset.“

Er hielt kurz inne, so als wollte er prüfen, ob das Symbol etwas darauf erwidern würde. Doch es blieb still.

„Allerdings wäre es schade um all die lustigen Dinge, die bisher passiert sind. Sicher könnte ich auch alles nochmal neu mischen und wieder von vorn beginnen. Aber, ehrlich gesagt, habe ich dazu überhaupt keinen Bock.“

Mit einem Seufzer hockte er sich in eine Ecke des Raumes und legte die Arme auf die Knie. Sein Zopf fiel über die rechte Schulter nach vorne und er versuchte, ihn mit den Lippen zu greifen. Mit dem kleinen Finger spielte er am Gewand herum, das im unteren Bereich schon eher einem Staublappen ähnelte.

„Also ehrlich mal! Du drehst dich zusammen mit dieser Braut im Kreis und dann verwandelt ihr euch beide in das Symbol? Wie kommt man denn auf so einen Blödsinn! Ich toleriere es ja durchaus, wenn du deinen Körper verlässt und wieder zurückkehrst. Aber sowas? ... Ach ja, du kannst ja nichts dafür. Sorry, das hatte ich vergessen.“

Da klingelte sein Telefon.

„Ja?“

„...“

„Genau so ist es. Sackgasse.“

„...“

„Und was soll das bitte bewirken? Ich suche gerade nach einer Möglichkeit, alles wieder auf den Weg zu bringen und nicht noch weiter davon abzukommen!“

„...“

„Okay, so kann man es auch sehen. Flucht nach vorn quasi. Hähä! Na ja, warum auch nicht, ihr macht ja eh, was ihr wollt. Ich wiederhole nochmal, um sicher zu gehen: Wir heben das Ganze auf eine neue Zeitebene, dadurch wirkt die Rückverwandlung weniger absurd. Ach ja, eine Frage noch: Soll er auch gleich wieder IN seinem Körper sein? Weil, eben war er - glaub ich - noch draußen.“

„...“

„Okay, aber dann später.“

„...“

„Ja, genau. Over & Out!“

Der Vater von Gott steckte sein Handy wieder unters Gewand und erhob sich. Er ging auf das schwebende Symbol zu und sagte mit einem aufgesetzten Pathos in der Stimme: „Abracadabra! Simsalabim!“

Begleitet von einem tiefen Brummen teilte sich das Hand-Symbol in zwei Hälften. Die eine Hand schwebte zur Wand, worauf sich um sie herum eine Tür materialisierte. Die andere Hand begann, sich in unzählige wirbelnde Farben aufzulösen, bis es am Ende wieder Paul war. Paralytiert und regungslos, aber Paul. Der Vater von Gott öffnete die Tür, packte Paul behutsam an den Schultern und führte ihn hindurch zur anderen Seite. Dann klatschte er in die Hände und rief: „Es werde JETZT!“





Er schließt die Tür hinter sich. Eine karierte Tapete. Vorhänge aus schwarzer Seide. Die Decke von Mosaiksteinchen übersät.

Vor ihm die Frau mit den dunkelgrünen, leuchtenden Augen. Er weiß, sie will eigentlich gar nicht mitkommen. Aber sie lächelt. Er greift ihre Hand.

Plötzlich verliert er den Boden unter den Füßen und einen Moment scheint es, als würde er in der Luft stehen bleiben. Dann kippt ihre Welt, er fällt in eine schwarze Leere und nimmt sie mit. Er denkt daran, dass in einem solchen Augenblick eigentlich sein Leben wie ein Film vor ihm ablaufen müsste, aber die Bildschirme bleiben dunkel. Er schließt die Augen. Sie öffnet sie wieder. Kein Unterschied. Sie spüren keinen Luftzug. Und während die Dunkelheit unsichtbar an beiden vorbeizieht, vergeht die Zeit. Sie haben aufgehört, die Sekunden zu zählen, bevor

ihr Flug abrupt ein Ende findet. Sie landen weich, fast wie auf den rosaroten Wolken in ihren Träumen, die so still und verlassen daliegen und zum Nachdenken einladen. Für ihn sind es keine Wolken. Er spürt nur die warme, schwarze, fast zuckerwattartige Masse zwischen seinen Zehen. Er versucht, wieder logisch zu denken. Überlässt es ihr. Es gibt so viele Fragen, die zu beantworten sind. Aber er hat längst aufgegeben. Wie ein Mantel umhüllt ihn die Masse nach und nach, bis sich das riesige Ungetüm gänzlich über ihm schließt. Langsam vergeht die Zeit, wie in einem Karussell, das fortlaufend die letzte Runde dreht, sie zusammenhält. Er verliert gänzlich die Orientierung. Sie hilft ihm, an Licht, an Luft und an einen Ausweg zu denken. Sie leben. Die junge Frau, sie fragt nicht, warum. Er spürt seine Hände und Beine nicht mehr. Vergisst, wer er ist, dann gibt die dunkle Substanz den Blick frei.

Eine karierte Tapete. Vorhänge aus schwarzer Seide. Ein Sonnenstrahl schiebt sich durch die kleinen, unscheinbaren Fenster. Die Mosaiksteinchen fangen an zu leuchten. Jeder einzelne Splitter reflektiert das warme Licht. Es ist, als würden sie schweben. Zusammen, in Richtung Sonnenlicht, in ihre helle Welt. Und diesmal wird sie ihn mitnehmen. Als eine alte Bekannte, deren Namen er nie wissen wird. Sie öffnet die Tür.







Paul geht zuerst auf die andere Seite und dreht sich um. Sie schaut ihn an und schüttelt den Kopf. Warum zögert sie? Er will die Hand nach ihr ausstrecken, doch sie wirft die Tür zu. Wortlos steht er da und lässt den Kopf hängen.

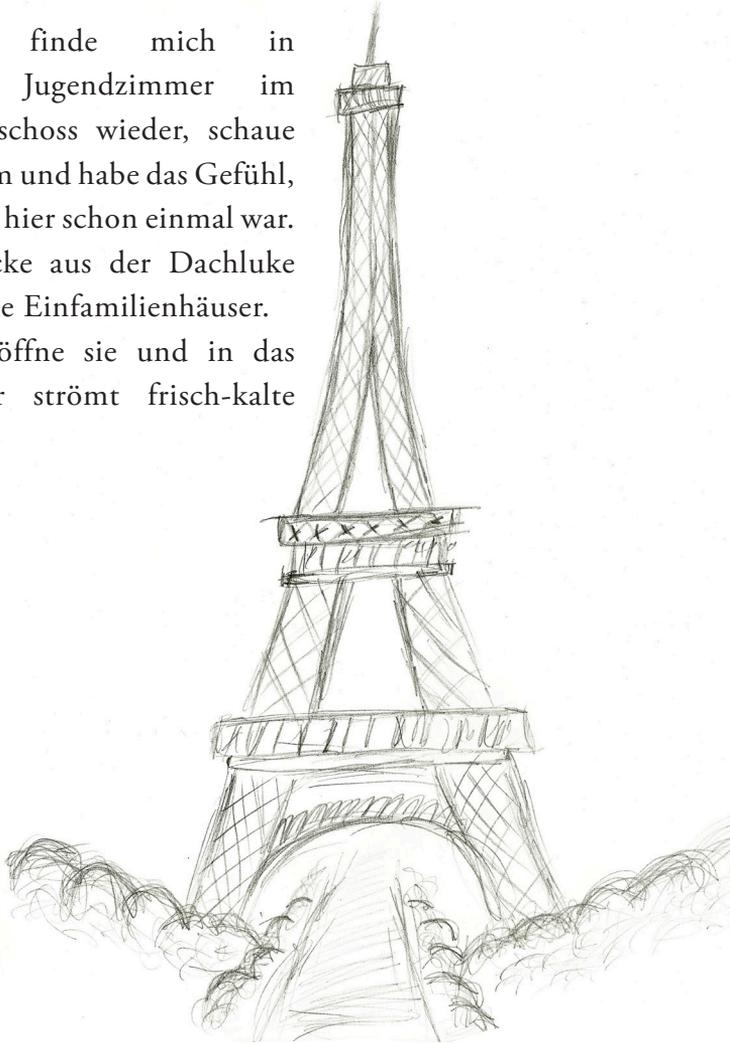
In diesem Moment spüre ich, wie mein Bewusstsein in den Körper zurückkehrt. „Hoffentlich ist dieser Horror bald zu Ende!“ sage ich und öffne die Augen.





Ich finde mich in einem Jugendzimmer im Dachgeschoss wieder, schaue mich um und habe das Gefühl, dass ich hier schon einmal war. Ich gucke aus der Dachluke und sehe Einfamilienhäuser.

Ich öffne sie und in das Zimmer strömt frisch-kalte Luft.



Draußen meine ich Berufsverkehr zu hören, in den sich zaghaft ein paar Vogelstimmen mischen. Es ist anscheinend morgens. Ich versuche mich zu erinnern, wo ich bin.

In dem Moment, als ich glaube, mich erinnern zu können, klopft es an der Zimmertür deutlich und bestimmt. Eine Frauenstimme sagt mit französischem Akzent: „Paul? Sind Sie schon auf?“ Ich zögere, die Tür zu öffnen, ich schleiche mich heran, im Hinterkopf, dass alles passieren könnte. Als ich sie öffne, steht davor eine ausgefertigte Frau mit großen Augen. Sie sagt: „Paul! Wir müssen los! On y va!“

„Wohin?“, frage ich.

„Wohin?“, fragt die Frau mit Ausdruck. „Dans l'école! Les autres sont en attente.“ Ich verstehe gar nichts. Da die Frau aber vertrauenserweckend wirkt, folge ich ihr durch den schmalen Flur, von dem links und rechts die Zimmer abgehen. Ich war offenbar im Zimmer ganz hinten im Gang. Dann die Treppe ein Stockwerk nach unten, ich gehe geradeaus zur Eingangstür und schreite hinaus in die Welt. Die Luft ist gut und ich atme tief durch. Vor der Tür steht ein Auto, dessen Motor schon läuft. In dem Auto sitzen ein Mann am Lenkrad und ein Jugendlicher und eine Jugendliche hinten. Die Frau fordert mich auf, vorne Platz zu nehmen. Ich steige ein und sage: „Bonjour!“ Der Mann am Steuer sagt freundlich und aufgeschlossen: „Bonjour Paul! Comment ca va?“

Ich suche die richtigen Worte: „Je suis confuse.“

„Bien sur! Tu es confuse! La question est, pourquoi tu es ici.“ Ich versuche zu übersetzen: ‚Natürlich bist du verwirrt. Die Frage ist, warum bist du hier.‘ Was soll das heißen? Ich habe das Gefühl, alle im Auto gucken mich an. Keiner sagt etwas, ich bekomme leichte Angst und hoffe, wir kommen bald an.

Wir kommen an einer Schule an, vor der viele Jugendliche mit Rucksäcken stehen. Der Mann am Steuer sagt, ich solle hier aussteigen, ich solle durch die Eingangstür gehen und dann in

den Raum am Ende des langen Flures, da sei die Aula, dort warte man auf mich. Froh, dass ich dieses Auto endlich verlassen kann und verwundert darüber, dass nur ich das Auto verlasse, betrete ich die Schule. Von den umstehenden Schülern werde ich nicht beachtet, das beruhigt mich. Ich betrete die Schule durch die beiden großen Doppeltüren. In der Schule hängen große Kronleuchter an der Decke. Sie leuchten golden hinab und lassen den ganzen großen Innenraum erstrahlen. Auf dem Boden ist ein dicker Perserteppich ausgelegt. Ich gucke geradeaus und fange an, mich durch die große, sich permanent bewegende Menschenmasse zu quetschen. Ich sehe nur Menschen und den sich vor mir öffnenden Weg durch die Masse. Wie automatisch gelange ich an eine große Doppeltür. Hier meinte der Mann am Steuer, solle ich hin. Ich öffne beide Türhälften und werde kurz durch das Licht der großen Fenster in der Aula geblendet. Noch blind in den Augen höre ich eine unfreundliche, deutsche Stimme: „Paul ist da! Könnt ihr mal die Vorhänge zuziehen!“ Dann wird es dunkel, aber mein Augenlicht gewöhnt sich schnell an die Dunkelheit.

Außer einer mittelalten Frau in beigem Mantel, einem roten Schal und einer Zigarette im Mund steht niemand im Raum. Ich erkenne sie. Vor mir steht Madame Schneider, meine Französischlehrerin aus der Oberstufe. Endlich ein Orientierungspunkt, denke ich mir und dann fällt mir ein, dass ich siebzehn Jahre alt bin, es März im Jahr 2007 ist und ich zum Schüleraustausch nach Paris geflogen bin.

Hier treffen sich die Deutschen, sage ich mir und frage Madame Schneider, wo die anderen Schüler sind. Sie nimmt die Zigarette in die Hand und sagt innig und liebevoll: „Paul! Ich wette, du hast keine Ahnung, warum du hier bist.“

„Nein!“, sage ich kurz, abgehackt und nervös.

„Kannst du dich an das Hotel erinnern, in dem du aufgewacht bist, bevor du die erste Tür durchschritten hast? Zwei Polizisten klopften an deine Tür, an der Rezeption hat man dich erkannt. Du bist geflüchtet und hast dann die eine Tür durchschritten, mit der alles begann.“

„Was hat das alles hier zu bedeuten?“, frage ich und zeige nach hinten an die Doppeltür, von wo ich gekommen bin.

„Es ist Zeit, Paul!“, sagt Madame Schneider und zieht einmal lange an der Zigarette und guckt mich dabei an.

„Zeit für was?“, frage ich energisch.

„Zeit, zu gehen. Das Hotel, in dem du aufgewacht bist, ist der Ort, wo Menschen aufwachen, nachdem sie gestorben sind und bevor sie in den Himmel aufsteigen.“ Ich verstehe noch viel weniger als vorher und bin leicht empört.

„Heißt das, ich bin tot? Aber ich stehe doch hier vor Ihnen!“

„Das Leben ist ewig und es erneuert sich ständig, indem alles wieder stirbt und wiedergeboren wird. Doch du willst nicht sterben. Julie, die französische Austauschschülerin, in die du dich beim Schüleraustausch verliebt hast und nicht loslassen kannst. Deine Liebe zu ihr ist das einzige weltliche Bedürfnis, an dem du noch festhängst.“

„Julie!“, sage ich leise vor mich hin. „Wie geht es ihr?“

„Um sie brauchst du dich nicht zu kümmern. Sie kommt klar und du wirst sie nie wieder sehen. Aber um in den Himmel zu kommen, musst du dein Leben auf der Erde komplett hinter dir lassen. Du musst alles loslassen, Paul! Deine Liebe zu Julie ist so stark, dass du eher aufgewacht bist, als du eigentlich solltest. Das hat alle im Hotel nervös gemacht und sie haben die Polizei gerufen. Und jetzt bist du bei mir.“ Ich sinke zusammen.

„Wie bin ich gestorben?“, frage ich in mich gekehrt und nun wehmütig.

„Du warst in Paris und wolltest zurück nach Berlin fliegen. Das Flugzeug ist kurz nach dem Start abgestürzt. Alle sind tot, auch ich. Du hast Julie versprochen, dass du ihr gleich schreibst, wenn du in Berlin angekommen bist. Vielleicht ist das der Grund, weshalb du dich gegen das Sterben so wehrst. Du willst nicht wahrhaben, dass du sie nie mehr sehen wirst. Betroffenheit führt zu Eifersucht. Erst wenn du sie loslässt, wirst du deinen Frieden finden.“

„Aber ich will sie nicht vergessen!“, schreie ich und gucke dabei zu ihr hoch. „Paul, es ist vorbei!“, sagt sie und schweigt danach. „Ich lasse dich jetzt alleine“, sagt sie und verlässt mich. Dunkelheit kehrt ein und ich erinnere mich, wie Julie und ich zusammen im Japanischen Garten von Paris auf einer Holzbrücke standen. Es war unser erstes Date. Das erste Mal, dass nur sie und ich, dass wir zusammen alleine waren. Sie hat sich mit eingezogenen Armen auf das Geländer der Holzbrücke gestützt. Ich habe mich auch neben ihr aufgestützt und dabei mit meiner Hand ihre berührt. Dann habe ich zu ihr hoch geguckt. Sie zeigte keine Reaktion. Da wusste ich, dass sie von Jungs und dem ganzen Beziehungsthema genauso wenig wusste wie ich von Mädchen. Dadurch fühlte ich mich mit ihr verbunden und das machte mich an. Wir waren beide unschuldig.

Ich stehe gedankenversunken in der dunklen Aula und starre ins Nichts auf die zugezogenen Fenster. Es ist alles still. Dann höre ich, wie sich hinter mir langsam und quietschend die Tür öffnet. Ich drehe mich langsam um und sehe Schattenumrisse von einem Mädchen gegen das Licht.

„Julie!“, sage ich leise und meine Augen weiten sich.

Ich springe sofort auf und renne in ihre Arme. Wir drehen uns ein halbes Mal. „Du hast mir so gefehlt“, flüstere ich ihr erleichtert und gleichzeitig angespannt ins Ohr. Ich drücke sie und plötzlich merke ich, dass sie nicht gegedrückt. Schreckerfüllt lasse ich sie los und mache einen Schritt zurück. Sie guckt mich mit einem Blick der Verzweiflung an und sagt dann halb gequält:

„Ach, Paul!“

„Julie! Was hast du? Was ist mit dir?“, frage ich sie entsetzt und suche den Augenkontakt zu ihr. Sie wehrt aber ab und versucht, ihre Gedanken zu ordnen. Sie zögert. Dann fährt sie hoch und guckt mir direkt ins Gesicht.

„Es ist, es ist ...“, stottert sie unsicher und aufgereggt und sagt dann mit einem Zug von Mut: „Ach Paul! Es ist nicht so, wie du denkst. Wunderst du dich denn gar nicht, warum ich hier bin?“

„Ich liebe dich und das weißt du.“

„Ach, Paul! Du verstehst wohl gar nichts. Weißt du, welches Jahr wir auf der Erde haben?“

„Ich denke März 2007!“

„Nein Paul, du irrst dich! Es ist das Jahr 2068.“

„Ich bin doch aber gerade erst in dem Hotel aufgewacht, wo alles begonnen hat. Das ist doch höchstens ein paar Stunden her“, argumentiere ich.

„Paul, Zeit ist relativ. Du wurdest am 9. Oktober 1989 in Berlin-Kreuzberg geboren. Wo war die Zeit, bevor du geboren wurdest. Die Millionen Jahre vor deinem Leben. Ein Menschenleben ist nichts im Vergleich zu dem, wer wir eigentlich sind. Wir sind nicht menschliche Wesen mit einer kosmischen Erfahrung, sondern kosmische Wesen mit einer menschlichen Erfahrung. Und dass ich hier vor dir stehe, heißt, dass auch ich gestorben bin.“ Als ich noch ungläubig dabei bin,

das Gesagte zu fassen und mir noch nicht sicher bin, wie ich darauf reagieren will, fährt sie fort: „Weißt du noch, die letzte Nacht in Paris? Du warst der Letzte auf meiner Abschiedsparty und du hast dich konsequent geweigert, zu gehen. Und als du so betrunken warst, dass du nicht mehr gehen konntest, habe ich dir einen Platz zum Schlafen bei mir angeboten. Du hast dich auf die Couch im Gästezimmer gelegt und bist dann nachts in mein Zimmer in mein Bett geschlichen und wir haben, wir haben Liebe gemacht.“

„Ja, ich kann mich deutlich daran erinnern.“

„Endlich verstehst du mich, Paul! Du bist Vater eines Sohnes namens Jean-Paul, den ich mit 18 Jahren gebar und der jetzt 60 Jahre alt ist. Ist das nicht wunderbar? Mein ganzes Leben hat er mich gefragt, wer sein Vater war, was er dachte, woher er kam, wie er aussah. Paul, ich habe dich mein ganzes Leben nicht vergessen. Und bevor ich in den Himmel auferstehe, will ich, dass du das weißt. Paul, dein Leben ist erfüllt, du kannst mir und deinem Sohn nicht mehr helfen. Du musst mich loslassen, erst dann findest du Frieden und wirst erneut geboren werden.“

In diesem Moment werde ich schwerelos. Ich werde plötzlich frei, denn der Schmerz jeder menschlichen Erfahrung weicht aus meinem Körper. Ich bin nun kein Mensch mehr und finde mich auf einer Wolke im Nichts wieder. Vor mir schwebt eine Tür. Ich weiß, ich muss sie nur durchschreiten, dann werde ich erfahren, wie es mit mir weitergeht. Ich öffne und gehe durch sie hindurch.







Als ich die belebte Straßenkreuzung sehe und die Motorengeräusche höre, weiß ich, dass es noch nicht vorbei ist. Schade. Der Tod schien mir ein würdiger Abschluss zu sein. Doch es war anscheinend wieder nur ein verwirrendes Kapitel ohne Bedeutung. Ich bin müde, meine Beine tun weh, ich will nicht mehr. Warum habe ich mich nicht gleich der Polizei gestellt? Aber wer sagt überhaupt, dass es dann besser gelaufen wäre? Auch die Polizei ist nur Teil dieses Spiels, genau wie all die Fabelmonster, Geisterkinder, Großmütter, Ritter und Väter von Gott. Ich gebe auf. Kraftlos lasse ich mich zu Boden sinken und bleibe in einer Pfütze liegen. Wie lange habe ich nicht mehr geduscht? Ich muss stinken wie ein Penner. Ich BIN ein Penner! „Leckt mich doch alle am Arsch!“, schreie

ich den verdutzten Passanten entgegen. „Ich bleib jetzt hier liegen und gehe keinen Schritt mehr weiter! Ich lass mich doch nicht rumschubsen wie einen bescheuerten Fußball!“ Lachend und weinend zugleich wälze ich mich über den staubigen Bürgersteig. Ich bin ein Penner! Einer von denen, die keinen Grund mehr haben, aufzustehen, irgendetwas zu tun, weil es sowieso keinen Ausweg gibt.

Und plötzlich spüre ich es wieder: Dieses seltsame Gefühl der Freiheit. Ja! Ich kann WOLLEN! Und sei es nur, dass ich NICHTS will. Ich klinke mich aus, bin kein Spielball mehr von Kräften, die ich nicht verstehe. Egal, was jetzt passiert, ich bleibe liegen! Und wenn ich verhungere - immer noch besser, als endlos durch Türen geschubst zu werden!

Als ich meinen Namen höre, kneife ich die Augen ganz fest zusammen, stecke mir die Finger in die Ohren und summe laut vor mich hin. Nein, ihr werdet mich nicht noch einmal überzeugen, irgendwo hinzugehen, Prüfungen zu bestehen, Welten zu retten, vor irgendwem zu fliehen oder auch nur etwas zu glauben, was ihr mir erzählt!

Ich spüre, wie ich hochgehoben und fortgetragen werde. Stimmen sind zu hören, junge Menschen wahrscheinlich. Ein Dutzend oder mehr. Aber nein, es interessiert mich nicht! Meine Augen sind geschlossen, ich bin raus. Vielleicht wollen sie mich töten? Es ist mir egal.

Inzwischen sind wir in einem Gebäude. Es ist dunkler, die Straßengeräusche sind weg und die Stimmen werden von Wänden reflektiert. Türen öffnen und schließen sich, ich werde auf den Boden gelegt und sie beginnen, mich auszuziehen. Ich erwarte das Schlimmste, doch plötzlich verlassen alle den Raum und es ist still. Vorsichtig öffne ich die Augen. Ich bin in einem

Badezimmer. Waschbecken, Toilette, Dusche, Handtücher. Und neue Kleidung. Ich soll mich also hübsch machen, so so. Nach kurzem Zögern steige ich unter die Dusche. Aber nicht, weil sie es von mir erwarten, sondern weil ICH es will! Weil ich weiß, dass ICH mich danach wohler fühlen werde.

Warmes Wasser rieselt an meiner Haut herunter, ich seife meinen ganzen Körper ein, wieder und wieder, spüre, wie all die Spannung von mir abfällt und im Ausguss verschwindet.

Dann trockne ich mich ab, gehe zum Waschbecken und putze mir die Zähne. Sogar an ein Parfüm haben sie gedacht. Ich sehe immer noch gut aus, daran ändert auch dieses blöde Tattoo nichts. Langsam ziehe ich mich an. Es sind die gleichen Sachen wie vorher, nur frisch gewaschen.

Dann halte ich kurz inne - was nun? Das Bad zu verlassen wäre der nächste logische Schritt. Aber will ich das auch? Neugierig bin ich schon, aber die Vorstellung, dass diese belastende Odyssee weitergeht, hält mich zurück. Irgendetwas jedoch sagt mir, dass es diesmal anders ist. Dann fällt es mir auf: Die Tür hat kein Symbol! Ohne weiter zu zögern, verlasse ich das Bad und plötzlich stehe ich in einem großen Konferenzraum. In der Mitte steht ein großer Tisch, um ihn herum sitzen bestimmt zwanzig Menschen. Anscheinend sind es die, die mich gerade von der Straße weggetragen haben. Fast alle sind sehr jung, einige sogar Kinder. Nur zwei scheinen deutlich älter als ich zu sein. Eine Frau mit kurzen dunklen Haaren und - nein, bitte nicht - Vater von Gott ist auch anwesend. Gerade drehe ich mich um und will den Raum verlassen, da rufen sie: „Warte, Paul! Setz dich und hör zu! Es ist vorbei, wirklich! Wir wollen dir alles erklären. Ehrenwort!“

Missmutig latsche ich zum Tisch zurück und lasse mich in

den Stuhl fallen. „Na dann - ich höre!“

„Pass auf, Paul!“, sagt ein etwa 16-jähriges Mädchen. „Du bist die Hauptperson einer Geschichte, an der wir alle mitgeschrieben haben.“

„Ihr alle?“, erwidere ich. „Dann verdanke ich meine Existenz den Gehirnen von Kindern?“

„Nun ja, erschaffen hat dich gewissermaßen Alf.“ Sie deutet auf den Vater von Gott. „Aber genau genommen in unserem Auftrag. Und wir haben dich dann durch die ganzen Abenteuer geschickt.“

„Und zu welchem Zweck?“, frage ich. „Hat die Story wenigstens einen tieferen Sinn? Und was hat das überhaupt mit dem Symbol auf sich?“

Da ergreift die Frau mit den kurzen Haaren das Wort: „Okay, beginnen wir von vorn: Mein Name ist Renate, ich bin Bibliothekarin und Leiterin dieses Schreibzirkels. Jedes Jahr bringen die Kids hier ein gemeinsames Buch heraus, wobei immer ein Schriftsteller gesucht wird, der das Projekt künstlerisch überwacht. In diesem Jahr ist es Alf Ator.“

„Der Vater von Gott ...“, sage ich abfällig.

„Du darfst mich ruhig Alf nennen“, sagt der Vater von Gott. „Lass es mich so erklären: Auf der Suche nach einer einfachen Rahmenhandlung, bei der jeder die Chance hat, eine kleine abgeschlossene Episode in seinem ganz persönlichen Stil beizusteuern, erfand ich dich, einen jungen Mann auf der Flucht, auf der Suche nach sich selbst. Ich habe die erste Geschichte geschrieben, wo du im Hotel aufwachst und vor der Polizei fliehst. Die magischen Türen stehen symbolisch dafür, dass du quasi in die Hände eines neuen Schreibers überreicht wirst. Zugegeben, es lief nicht ganz so, wie ich dachte. Mein

Plan war, dass jeder unabhängig von den anderen seine Geschichte schreibt und ich im Nachhinein die Reihenfolge festlege. Deshalb war es wichtig, dass du keine Erinnerungen hast, damit nicht irgendjemand deine arme Mutter ins Spiel bringt, während ein anderer dich als Millionenerben oder Waisenkind sieht. Sie sollten dich immer so abgeben, wie sie dich bekommen haben. Renate hatte erzählt, dass immer so ca. zwölf Kids mitmachen. Dass es diesmal zwanzig waren, machte mein Konzept etwas problematisch. Außerdem wurde jede Geschichte gleich online gestellt, so dass jeder wusste, was die anderen bisher geschrieben haben. Hätte ich das gewusst, hätten wir auch schön nacheinander schreiben können. Dann wäre es weniger konfus geworden.“

„Konfus!“ , wiederhole ich, „Schön, wenn es nur konfus wäre! Belastend wäre passender! Es war eine Folter! Habt ihr euch nie gefragt, was ihr mir damit antut? Wer hat zum Beispiel das letzte hier verzapft, wo ich mit dem Flugzeug abgestürzt sein soll?“

Ein junger Mann meldet sich, der vielleicht so alt wie ich sein könnte: „Ja hallo, ich bin Oliver. Und ich hab dich ja nicht wirklich abstürzen lassen. Es wurde dir nur so von den anderen Figuren dargestellt. Das ist doch ein Unterschied, oder?“

„Okay, aber wer hat die kleine Natalia vor meinen Augen erschossen, hä?“

„Das war ich“, sagt Vater von Gott. „Und ich kann es dir erklären. Weil Stefanie hier ...“, er deutet auf ein blondes Mädchen, „Weil sie dich einfach zu zweit durch die Tür gehen ließ. Da es aber keine Geschichte gab, wo du zu zweit reinkommst, musste die Kleine weg. Ganz einfach.“

„Ganz einfach!“, wiederhole ich. „Stimmt ja, du bist ja

Vater von Gott. Wieso kommst du eigentlich mehrmals in der Geschichte vor, die anderen aber nicht?“

„Daran ist Renate schuld“, sagt er, „sie hat mich in ihrer Geschichte erwähnt. Vater von Gott ist auch nur ein Scherzname, weil ich mit so einem lustigen Theaterstück aufgetreten bin. Plötzlich bringt sie mich in die Geschichte ein, da musste ich natürlich reagieren. Weil sie mich aber Dinge sagen ließ, die ich so nicht sagen würde, habe ich entschieden, dass ihr Vater von Gott nur ein Roboter war, eine Nachbildung.“

„Verstehe. Deswegen war er plötzlich zur Wachsfigur erstarrt, du hast die Situation repariert. Oh mein Gott, jetzt beginne ich zu begreifen!“

„Einige von uns haben natürlich gemerkt, dass die ganze Sache diesmal etwas selbstbezüglich werden würde“, sagt ein anderer, erwachsener junger Mann, „und haben deshalb literarische Themen einfließen lassen. Die Bibliothek, die Sanduhren mit den Buchstaben, Zitate aus Kinderbüchern, von mir stammt die Story mit dem Entwurfsraum. Ich bin übrigens Benjamin.“

„Jetzt wird mir auch klar, warum ich mich manchmal so bescheuert verhalten habe!“, überlege ich laut. „Das wart ja in Wirklichkeit IHR, die mich das tun ließen! Ich hab schon an mir selbst gezweifelt, wie ich geredet habe, und was mir so durch den Kopf ging. Kein Wunder, wenn das dem Hirn eines pubertierenden Mädchens entspringt! Haha! Eins würde ich gern noch wissen: Zwischendurch hatte ich so seltsame erweiterte Bewusstseinszustände. War es wirklich nötig, mich ins Delirium zu schicken?“ Die Kinder schauen sich gegenseitig an, als würde es sie selber interessieren.

„Die Sache ist so“, sagt Vater von Gott: „Das Intro ist in der Ich-Form geschrieben, und die meisten haben das auch

brav übernommen. Einige aber nicht. Und so herrscht in deren Geschichten eben eine veränderte Perspektive.“

„Ja, sorry“, entschuldigt sich ein Junge, „ich kann halt besser in der dritten Person schreiben. Ehrlich gesagt, habe ich es gar nicht mitbekommen. Tut mir leid, wenn es unangenehm für dich war.“

„Ich möchte mich auch entschuldigen. Weißt du, wir sind ja alle noch keine Profis, da schreibt halt jeder, wie er es am besten kann. Ich bin übrigens Gesine. Und ich hab dich echt lieb gewonnen. Ehrlich!“

„Ja, du warst ja noch frecher!“, ruft Vater von Gott. „Du und Oliver, ihr habt einfach angefangen, in der Gegenwart zu schreiben. Darum hab ich eure Storys ans Ende gesetzt und die Zeitform gleich beibehalten. Einfach war es nicht, das kann ich euch sagen!“ Er atmet tief durch und schaut mich an: „Lieber Paul, nun kennst du die Wahrheit. Hast du sonst noch Fragen? Ansonsten geht das Buch jetzt in den Druck.“

„Moment mal!“, rufe ich. „Das war’s dann für euch? Und mich lasst ihr am Ende als völlig überforderten Loser dastehen? Kommt, Leute! Ihr seid die Herren über diese Geschichte. Lasst euch was einfallen!“

„Was willst du eigentlich?“, sagt Renate. „Du bist jung und gutausehend, hast ‘ne Menge spannender Abenteuer hinter dir, und deine Zukunft ist noch nicht geschrieben. Ab jetzt bist du der Boss. Mach was draus!“

Der Vater von Gott unterbricht: „Ich denke, ich weiß, was er will. Es sollte eigentlich kein Problem sein. Auch konzeptionell nicht.“

Plötzlich vibriert ein Handy in meiner Hosentasche. Ich nehme es heraus. Es ist eine SMS: „Wenn du da oben fertig

bist, komm runter. Ich warte hier direkt vor der Tür.“

„Hmm, dann werd ich mal gehen, oder?“, sage ich. „Und wehe, das ist eine Falle und die Odyssee geht weiter! Dann komme ich wieder und töte euch alle!“

„Keine Sorge, es ist zu Ende“, sagt eines der Mädchen. „Lieber Paul, wir wünschen dir wirklich alles Gute. Wir werden dich nicht vergessen.“

Zum Abschied gebe ich allen die Hand, es dauert ewig. Alle lächeln mich übertrieben lieb an, ich bin eher reserviert. Dann verlasse ich den Raum. Ein Fahrstuhl bringt mich ins Erdgeschoss. Durch eine Glastür sehe ich ein gelbes Auto.

Es ist ein Lamborghini Diablo, meine Fresse! Am Steuer sitzt eine wunderschöne junge Frau. Ich setze mich neben sie, sie gibt mir einen langen, heißen Kuss. „So, Paul, wohin willst du?“ Ich grinse und denke: ‚Ihr habt doch nicht alle Tassen im Schrank! Aber beschweren will ich mich jetzt auch nicht. Danke und Tschüss!‘





## Feedback der Teilnehmer

*Alf:* Na das war vielleicht eine Aktion! Als ich das Grundkonzept für dieses Buch aufgestellt hatte, schien es mir recht simpel, jeden denkbaren Beitrag irgendwie einzubinden. Dass dabei bis zum Schluss keiner wissen soll, was ich im Schilde führe, war mir wichtig, damit nicht schon in den einzelnen Beiträgen die Meta-Ebene allzu deutlich wird. Und ich erwartete durchaus das Unerwartete, so dass ich beim „Zusammenkleben“ der Geschichten auch etwas gefordert sein würde. Das Einzige, womit ich wirklich nicht gerechnet hatte, war schlicht die Masse. Dadurch wurde allein schon der Versuch, einen dramaturgischen Ansatz zu finden, eine schier unlösbare Aufgabe. Bevor ich nämlich eine halbwegs sinnvolle Reihenfolge festlegen konnte, musste ich zunächst alle Geschichten wenigstens ansatzweise überblicken. Also las ich mir alles mehrere Male durch und gab anschließend jeder Datei einen Namen, der mit wenigen Worten grob die Handlung beschrieb. Beispiel: „Louise: Eiffelturm, Doppelgänger, Polizei, Gericht, Knast“. So konnte ich alles ein paar Mal hin und her schieben, bis es irgendwie zu passen schien. Anfangs hatte ich mich noch bemüht, gewisse Enden und Anfänge zusammen zu bringen. Aber irgendwann merkte ich, dass ich ohnehin fast alle Übergänge umformulieren muss. Denn nur, weil das Ende der zwölften Geschichte gut in den Anfang der fünften Geschichte fließen würde, hieß das noch lange nicht, dass auch deren restliche Handlungen in dieser Reihenfolge Sinn machen würden. Dazu kamen die Querulanten mit Gegenwart und Ich-Perspektive. Grundsätzlich ist es natürlich gerade in diesem selbstbezüglichen Konzept wunderbar, den Autor dazu zu zwingen, solche Eskapaden zu berücksichtigen. Aber dadurch gab es noch eine weitere Betrachtungsebene, die wieder ganz andere Reihenfolgen ergeben würden.

Unterm Strich war ich irgendwann froh, mich überhaupt zu irgendeiner Reihenfolge entschieden zu haben. Und obwohl es mir sehr wahrscheinlich schien, dass noch viele andere, bessere Reihenfolgen möglich wären, beließ ich es bei dieser ersten Variante. Schließlich hatte ich dafür ja auch schon eine Menge Zwischenteile verfasst, die dann alle hinfällig gewesen wären.

Am Ende hatte ich arge Zweifel, ob mein Konzept überhaupt so eine gute Idee gewesen ist und ob ich die Kids vielleicht sogar enttäuscht habe, die ja schon so einige gemeinsame Bücher verfasst hatten und deshalb verständlicherweise andere Erwartungen hegten als beim ersten Versuch. Und ich habe bis jetzt nicht den genügenden Abstand, um einschätzen zu können, was ein unvorbereiteter Leser bei diesem Buch empfinden mag. Aber ich denke, dass es beim Storytausch-Konzept grundsätzlich mehr um den Spaß der beteiligten Autoren geht als um den Erfolg bei einem großen Publikum. Und Spaß hatte ich allemal. Ich bedanke mich bei euch, dass ich die Gelegenheit hatte, bei sowas mitzumachen.

**Benjamin:** Ich finde großen Gefallen an der fertigen Version. Sie ist spannend, unkonventionell und hat auch eine gewisse philosophische Ebene.

**Charlotte:** Ich fand den Storytausch super. Er war wie jedes Jahr eine gute Möglichkeit, sein Können mit einer kurzen und spannenden Geschichte unter Beweis zu stellen und außerdem eine tolle Erfahrung für die, die dieses Jahr zum ersten Mal beim Storytausch mitgemacht haben.

Ich fand besonders beeindruckend, wie jeder seine ganz eigene Idee ohne wirkliche Einschränkung einbringen konnte und niemand in seinem Kapitel an jemanden gebunden war und Alf es geschafft

hat, aus all diesen tollen, aber auch völlig unterschiedlichen Ideen eine verständliche Geschichte zu entwickeln. Ich finde jede der Geschichten überaus gelungen und die Zeichnungen toll und ich finde, allen Mitwirkenden gebührt ein großes Lob. Ein dickes Dankeschön an Alf, dass er die Kapitel so schön verständlich verbunden und auch ein schönes Ende gefunden hat. Danke an alle!

**Gesine:** Am Anfang war ich etwas skeptisch und konnte mir nicht wirklich vorstellen, wie Alf alle einzelnen Räume am Ende zusammenbasteln will. Aber nach dem Durchlesen finde ich das Ergebnis total toll. Ein besonderer Dank gilt Alf, der mein Kapitel, obwohl es im Präsens geschrieben ist, sehr gut eingebaut hat. Ich bin stolz auf unser Büchlein.

**Henriette:** Ich war zuerst skeptisch wegen der ersten Idee, aber am Ende konnte mich die gesamte Geschichte fesseln, bot Alfs Idee für jeden Spielraum, seine Ideen ausleben zu können. Es war ein schöner und lustiger Prozess, die diesjährige Storytauschgeschichte zu schreiben.

**Isabel:** Ich hatte mich auch dieses Jahr wieder auf den Storytausch gefreut und wurde nicht enttäuscht. Was aus all unseren Kurzgeschichten letztendlich wurde, ist eine tolle Story mit einem interessanten Konzept. Und auch wenn ich dieses Jahr mit meinem eigenen Kapitel nicht so zufrieden war, denke ich, das Gesamtergebnis kann sich sehen lassen!

**Kenneth:** Ich finde die Geschichte echt gut und vor allem, wie Alf sie beendet hat. Bin sehr zufrieden, kann gerne so bleiben. Alf hatte echt Arbeit.

**Kristina:** Kaum zu glauben, dass wieder ein Jahr des Schaffens vorüber ist. Ein Jahr, in dem wir ein weiteres wundervolles Buch entstehen lassen konnten. Kein Storytausch ist wie der der andere. Trotz desselben Konzepts - ein Autor schreibt mit uns eine Geschichte - gibt es immer wieder ein ganz originelles Jahr. Das besondere dieses Jahr war wirklich, dass jedem so viel Freiraum gelassen wurde und da war es bei mir so, als hätte man tausend wundervolle Räume zur Verfügung, so dass man gar nicht weiß, in welchen man sich zuerst setzt. Ja, denn ein weißes Blatt vor sich haben und denken, ich werde da jetzt etwas entstehen lassen, ist unbeschreiblich. Ein großes Dankeschön an Alf, der nun wirklich wie Gott alle Abenteuer zu einem Spektakel verknüpfte. Ich danke vor allem aber auch dem Förderverein und Renate, dass ich ein weiteres Jahr Teil dieses Buches sein konnte.

**Lara:** Auf den diesjährigen Storytausch habe ich mich besonders gefreut, als ich erfahren habe, dass unser Co-Autor Alf Ator ist. Ich kenne seine Band „Knorkator“ von meinem Vater und war sofort fasziniert. Ich habe dann auch Auszüge aus seinen Büchern gelesen und war total gespannt, welches Thema sich zu unserem Buch wohl ergeben würde und inwieweit wir all die verschiedenen Schreibstile mit seinem vereinen können. Als er bekannt gab, dass wir alle parallel schreiben sollten und er es am Ende zusammenfügen würde, war ich umso gespannter. Es ist mal eine völlig andere Methode gewesen, in der wir unseren Gedanken wirklich komplett freien Lauf lassen konnten. Es mussten nur die Vorgaben der Türen eingehalten werden. Es war mir ein großes Vergnügen, ihn kennenlernen und mit ihm und meinen „Mitschreibern“ ein Buch verfassen zu dürfen. Ich möchte mich bei Renate bedanken, dass sie uns den Storytausch und so viel mehr (für mich nun schon 4 Jahre) jedes Jahr auf's Neue ermöglicht! Danke!

**Louise:** Ich finde das diesjährige Storytausch-Schreiben wirklich gut. Allein die Idee, dass man mit anderen zusammen eine Geschichte schreibt, in der jeder ein Kapitel schreibt, finde ich großartig. Die vielen einzigartigen Kapitel, in denen viele kleine lustige, ernsthafte, nachdenkliche, spannende und vor allem schöne Abenteuer passieren, zusammengebunden in einem Buch, das macht es wirklich zu etwas Besonderem.

Sehr gut gefiel mir, dass die Kapitel so verschieden waren und dass man sich immer wieder auf ein neues tolles Kapitel freuen konnte. Die Illustrationen haben mir besonders gefallen, denn diese sind schön und mit Liebe zum Detail gemacht und helfen, sich das vom Kapitel Gesagte vorzustellen.

Das Ende fand ich ziemlich überraschend. Ich hätte es mir anders vorgestellt, was aber nicht unbedingt eine Kritik ist, denn ich fand den Schluss durchaus amüsant.

Auch wenn ich als Leser das ganze Buch über mitgefiebert habe, wie das Leben der Hauptgestalt weitergeht und was es mit den Polizisten und dem Hotel auf sich hat.

**Luise:** Mir hat die Geschichte gut gefallen, weil sie sehr spannend geschrieben ist und einen ständigen Perspektivwechsel hat. Ich finde an der Geschichte besonders gut, dass am Ende alles aufgelöst wird und noch einmal Bezug auf die Schreibwerkstatt genommen wird. Allerdings hätte man öfter Szenen aus anderen Kapiteln erwähnen können, so wie zum Beispiel bei Benjamins Kapitel, wo Paul am Ende wieder bei der Toilette in der Disco gelandet ist oder man hätte mehrere Personen mehrfach erwähnen können, wie den Vater von Gott.

Als ich meine Geschichte begann, wusste ich zuerst gar nicht, wie ich anfangen sollte. Schließlich war es auch meine erste Geschichte

für den Storytausch. Also ließ ich mich erst einmal ein bisschen inspirieren von anderen Leuten und fing letztendlich auch einfach an mit dem Schreiben. Ich schrieb einfach drauf los und am Ende kam irgendwie doch etwas ganz Ordentliches zustande.

Da ich nicht gut zeichnen kann, überließ ich diese Aufgabe den anderen. Und das war eine gute Entscheidung, weil die Illustrationen der anderen echt gut geworden sind.

Ich finde das Prinzip der Geschichte gut, dass jeder ein Kapitel schreibt mit der Voraussetzung, dass Paul noch nichts wirklich über sich erfährt, weil so Alf am Ende alles passend zusammenbauen, alles etwas umschreiben und am Ende auf die ganze Geschichte noch einmal zurückkommen konnte.

Wie gesagt: Eine echt gelungene Geschichte.

**Oliver:** Obwohl dieser Storytausch erst mein zweiter war, habe ich doch von meinen Schreibkollegen mitbekommen, dass dieses Mal alles anders war. Alf ist nicht nur vom Äußeren ein einzigartiger, außergewöhnlicher Mensch. Er hat sehr viel physische als auch kognitive Arbeit in unseren Storytausch eingebracht. Alf hat die Ideen und Wünsche des Kennenlernetreffens miteinander verflochten und seine Türidee ist sowohl genial als auch einfach. Sein Engagement hat mir gezeigt, dass Schreiben nicht nur auf Inspiration beruht, sondern auch auf harter rationaler Arbeit.

**Pia:** Es hat Spaß gemacht, mit Leuten zusammen zu arbeiten, die meine Interessen teilen. Ich finde es toll, wie alle ihre eigene Geschichte verfasst haben.

Danke für meinen ersten Storytausch mit Alf Ator und Danke an Renate, die dass alles organisiert hat!!!!

**Renate:** Es gab bisher nur einen Storytausch, bei dem ich mitgeschrieben hatte. Nicht aus eigenem Antrieb, sondern wegen eines sehr traurigen Anlasses aus der Not heraus. Dieses Feld wollte ich immer meinen Schreiberlingen und den Autorinnen / Autoren überlassen, denn mit der Organisation fühlte ich mich ausgelastet genug. Doch in diesem Jahr war alles anders. Als Alf mir angeboten hatte, sein Konzept zu offenbaren, schwankte ich nur einen kurzen Augenblick, dieser Verlockung nachzugeben, bevor ich dann doch ablehnte. Erstens blieb es damit auch für mich eine spannende Angelegenheit und zweitens konnte ich nicht in Versuchung geraten, vorher schon was zu verraten. Der Besuch auf Alfs Webseite setzte in meinem Kopf dann einen Prozess in Gang, der nicht mehr zu stoppen war und dermaßen Fahrt aufnahm, dass ich den Vater von Gott unbedingt dabei haben wollte in der Geschichte. Was zur Folge hatte, dass auch ich den armen Paul mit einer Episode quälte und Alf in noch größere Bedrängnis brachte. Aber er hat die Proben, auf die wir ihn gestellt haben, mit Bravour gemeistert! Während die Texte der Teilnehmer so langsam einflatterten, kamen mir nämlich arge Zweifel. Wie um Himmels Willen wollte Alf da Struktur reinbringen? Entgegen der Vorgaben wechselten einige die Perspektiven und Zeitformen, manche missachteten den Handlungsort und schickten Paul aus dem Raum hinaus nach Paris und New York! Die Erzählstile waren natürlich ebenfalls so unterschiedlich wie die Mitschreibenden. Mein Mitgefühl mit Alf wuchs parallel zur Anzahl der Texte, aber ich wollte auch niemandem absagen. Bei so einem coolen Co-Autor! Als dann der fertige Text vor mir lag und ich ihn zum ersten Mal überflogen hatte, standen viele imaginäre Fragezeichen über meinem Kopf. Nichts Neues eigentlich, das war jedes Jahr so. Doch nun - nach dreimaligem Korrekturlesen (es sind bestimmt immer noch Fehler drin) finde ich die Geschichte immer genialer!



Natürlich gäbe es einiges, was man besser hätte machen können, den zeitlichen Rahmen aber gesprengt hätte. Bis auf das nervtötende Eintreiben von Zuarbeiten für die hier zu lesenden Resümees war die Arbeit an der vorliegenden Geschichte auch für mich ein großes Vergnügen!

**Stefanie:** Der Storytausch ist ein interessantes Projekt, bei welchem man sich immer auf neue Überraschungen einstellen kann. Es macht Spaß, der Geschichte beim Wachsen zuzusehen und kein Buch ist wie das andere. Ich freue mich bereits auf den nächsten Storytausch.

**Stella:** Mir hat die Geschichte wirklich gut gefallen, unter anderem auch, weil sie ständige Perspektivwechsel hat und man dadurch immer wieder andere ‚Versionen‘ hat. Ebenso hat mir sehr gut gefallen, dass die Geschichte mit der Schreibwerkstatt endet und alles erklärt wird. Allerdings hätte man noch mehr Personen und Szenen wiederholt vorkommen lassen können, dann hätte es etwas mehr Verbindung zwischen den unterschiedlichen Kapiteln gegeben und alles hätte etwas mehr miteinander zusammen gehangen.

An sich ist es ein tolles Prinzip, dass jeder ein Kapitel schreibt mit der Voraussetzung, dass Paul keine Ahnung über sich selbst hat. So konnte am Ende alles gut von Alf erklärt und zusammengebaut werden, damit es ein ganzes Buch ergibt. Er musste auch ein paar Dinge etwas umschreiben.

Wie gesagt, die Geschichte hat mir insgesamt wirklich sehr gut gefallen und es hat mir auch sehr viel Spaß gemacht, mitzuschreiben!

**Tim D.:** Als langjähriger Storytauschmitschreiber muss ich sagen, dass die Geschichte auch für mich dieses Jahr etwas ganz Besonderes war, da sie ein völlig neues Konzept im Vergleich zu den anderen

Geschichten aufweist.

So ist die Geschichte dieses Mal quasi in einem Rutsch entstanden, alle Schreiberlinge hatten die Möglichkeit, ihr Kapitel gleichzeitig zu verfassen. Dementsprechend ist die diesjährige Geschichte auch gleichzeitig ein wenig ein Experiment.

Ich für mich finde sie ein wenig konfus, aber das ist ja nun wirklich nichts Neues in unserer Schreibwerkstatt!

***Tim G.:***

Das letzte Kapitel getippt,  
den Faden zu Ende gesponnen,  
die Geschichte geschrieben.

Wo ist denn nur  
die Aufgeregtheit  
von früher geblieben?

Ist es die Distanz  
zwischen Hessen und Berlin  
zwischen Marburg und Marzahn?

Erhalten ist der Stolz,  
auf das gemeinsame Werk,  
die Vorfreude auf

die nächste Herausforderung,  
den nächsten Berg,  
die Zeit zusammen.

Auch wenn ich jetzt schon eine Weile an den Storytauschgeschichten mitschreibe und von der früheren, jugendlichen Nervosität nicht mehr viel zu spüren ist, freue ich mich jedes Jahr schon wieder auf das neue Projekt. Das Abgeschlossene war für mich (wie sicherlich für uns alle) besonders interessant, da wir uns durch die beschlossene Kapitelgestaltung zum allerersten Mal wirklich kompromisslos frei mit unseren eigenen Ideen entfalten konnten.

Vielen Dank an Alf für diese tolle Zusammenarbeit!

**Vivian:** Das Interessante am Storytausch war oftmals, zu sehen, was jeder Autor so machen möchte.

Nachdem unser Anfangskonzept, dass wir im direkten Wechsel mit dem Autor je ein Kapitel verfassen, schon vor einiger Zeit aufgeweicht wurde, ist dieses Mal aber auch für uns etwas total Neues gekommen. Der Autor sprach sich nämlich dieses Mal insoweit mit uns ab, dass er sich nicht mit uns absprach und uns somit völlig freien Lauf ließ. Paul sollte die Figur heißen, im Präteritum geschrieben, Ich-Perspektive. Nachdem ich das mit der Ich-Perspektive schon mal gleich wieder vergessen hatte, hatte ich für meinen Teil noch mehr freie Hand. Die Handlung, die jeder von uns umfassen sollte, musste von einer markierten zu einer anderen markierten Tür führen, mehr nicht. Was zwischen diesen besonderen Türen geschah, war völlig uns überlassen. Ich war mehr als überrascht von diesem offenen Prinzip und gleichermaßen verwirrt. Was sollte ich tun, würde das wirklich funktionieren?

Aber wie immer war mein größtes Problem dann doch nur ich selbst. Zwar hatte ich relativ schnell eine Idee, die ich mit notierte, um sie nicht zu vergessen, nichtsdestotrotz feilte ich erst noch ewig an ihr herum, ehe ich alles niederschrieb und abschickte. Vor allem haderte ich lange mit mir bei dem Gedanken, ob ich die Texte der

anderen, die schon etwas geschrieben hatten, vorher lesen sollte. Ich entschied mich dann aber dagegen: Wenn Alf wollte, dass jeder sein Ding macht, dann mach ich das auch genau so. Es hätte ja sonst sein können, dass ich mich den anderen anpasse. Aber nein, ich wollte so abstrakt bleiben, wie ich mir das erträumt hatte.

So lieferte ich dann kurz vor knapp – wie immer also – meinen Teil ab. Und dann ging das spannende Warten los. Was würde Alf tun? Warum wollte er ein Foto von uns allen? Und würde das alles wirklich funktionieren? Erstmal fiel mir dann auch auf: Das mit der Ich-Perspektive haben fast alle hinbekommen. Nur halt ich unter anderem nicht. Uppsala. Alf nahm aber auch das hin.

Und was jetzt rausgekommen ist, ... woah. Ich bin gleichermaßen überrascht wie erfreut. Ich hatte so etwas weder erwartet noch erhofft, aber so oder so finde ich es großartig, was er aus unseren Teilen gemacht hat. Also an dieser Stelle einen ganz fetten Daumen nach oben an Alf und ein ebenso fettes Dankeschön für diesen wunderbaren Storytausch.